



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen

Kuhlmann, Bernhard

Paderborn, 1895

Zweites Kapitel: Der hl. Bonifatius hält die ersten deutschen Kirchenversammlungen ab (742-743). Abschwörungsformel und Verzeichnis der heidnischen Gebräuche.

urn:nbn:de:hbz:466:1-8719

sich nicht von den andern Stämmen absonderten, sondern mit ihnen eng verbunden blieben. Eine Kirche, welche in ihrem Bestande und in ihrer Wirksamkeit von den einzelnen Landesfürsten abhängig war oder an diese sich gar zu sehr anlehnte, konnte keine einigende und heiligende Wirksamkeit auf die deutschen Stämme ausüben, wie es die damaligen Verhältnisse erforderten, und wie es der hohen Idee des hl. Bonifatius von der Kirche entsprach. Er gab den acht Bistümern, welche er für das mittlere und südliche Deutschland festsetzte, zu Hirten Männer, welche von seinem Geiste erfüllt waren. Durch das Band desselben Glaubens miteinander verbunden und von demselben kirchlichen Geiste beseelt, wirkten sie vereint nach denselben Grundsätzen und halfen und stützten einander. Nach Herstellung dieser Bistümer war die katholische Kirche im mittlern und südlichen Deutschland wohl geordnet und befestigt, sodaß sie in ihrem Bestande gesichert war und einem durch feste Ecksteine gesicherten Baue gleich. Dazu kam noch der günstige Umstand, daß die fränkischen Herrscher jener Zeit, Karlmann und Pippin, und später Karl der Große der Kirche sehr gewogen waren und sie nach Kräften begünstigten. Dadurch gewann die von Bonifatius getroffene Ordnung der kirchlichen Verhältnisse an Kraft und Festigkeit für Jahrhunderte und beförderte mächtig auch das irdische Wohl des deutschen Volkes.

Zweites Kapitel.

**Der heilige Bonifatius hält die ersten deutschen Kirchen-
versammlungen ab (742—743). Abschwörungsformel
und Verzeichniß der heidnischen Gebräuche.**

Wenn wir auf das bis jetzt vollbrachte Werk des hl. Bonifatius zurückblicken, so hatte er im mittlern Deutschland das Evangelium mit Erfolg ausgebreitet und dort, dem eigentlichen Centrum seiner Thätigkeit, wie auch in Bayern feste bischöfliche Sitze hergestellt. Es blieb ihm nun die Aufgabe, diese Kirchen mit den andern Kirchen im Gebiete des Rheines und des westlichen Frankenreiches in kirchliche Verbindung zu bringen, sie alle mit demselben kirchlichen Geiste zu erfüllen und mit dem Papste, dem Mittelpunkte aller kirchlichen Einheit, in fester, lebendiger Gemeinschaft zu verbinden. Auch war Bonifatius nur

für seine Person zum Erzbischof und päpstlichen Legaten ohne bestimmten Sitz ernannt, und es war für die gedeihliche Entwicklung des kirchlichen Lebens dringend nötig, daß die Institution eines Erzbischofs dauernd wurde, damit nicht nach dem Tode des hl. Bonifatius sich alles wieder auflöste. Das alles konnte nur durch Kirchenversammlungen erreicht werden, auf welchen alle Bischöfe zugegen waren. Die Kirchenversammlungen haben von jeher seit den Tagen der Apostel in der Kirche stattgefunden und sich als mächtiges Mittel erwiesen, um die Einheit des Glaubens und der Disziplin herzustellen und alles Unheilige aus der Kirche zu entfernen. Solchen Konzilien, welche teils für die ganze Kirche (ökumenische oder allgemeine Konzilien), teils für einzelne Länder und Diöcesen (National- und Diöcesan-Konzilien) abgehalten wurden, haben die deutschen Bischöfe von Anfang an nicht fern gestanden. Als die Sekte der Donatisten die Irrlehre aufstellte, die Giltigkeit der Sakramente sei von der Würdigkeit des Auspenders abhängig, haben die Bischöfe von Trier und Köln an den gegen diese Irrlehren abgehaltenen Synoden zu Rom (313) und Arles (314) sich beteiligt. Als Arius die Gottheit Jesu Christi leugnete und mit seinem Anhange große Verwirrung in der Kirche anrichtete, wohnten auch die Bischöfe von Trier und Köln der Kirchenversammlung zu Sardika in Illyrien (343—344) bei und traten eifrig für den hl. Athanasius auf, welcher mit größter Entschiedenheit die Gottheit Jesu Christi gegen die Arianer verteidigte und deshalb von ihnen abgesetzt werden sollte. Zur Zeit der Völkerwanderung, als rohe, ungebändigte Völkerstämme Europa raubend, mordend und verwüstend durchzogen, war die Abhaltung von Kirchenversammlungen sehr erschwert, aber gleichwohl fanden solche statt. Nach der Völkerwanderung im 7. Jahrhundert wurden in Frankreich mehrere Kirchenversammlungen abgehalten, an welchen auch deutsche Bischöfe sich beteiligten. Ueber Zeit, Ort und Gegenstand dieser Konzilien sind uns vielfach nur mangelhafte Nachrichten erhalten; sicher sind aber die Konzilien eine alte, nützliche Einrichtung, welche die Päpste stets befördert und befohlen haben, so z. B. Gregor der Große für das Fränkische Reich. Unter dem kriegerischen Regimente von Karl Martell konnten im fränkischen Reiche keine Kirchenversammlungen abgehalten werden. Wie Bonifatius dem Papste schrieb, war dort seit 80 Jahren kein Konzil abgehalten worden.¹⁾ In Bayern, wo

¹⁾ Ep. 42.

die Waffen ruhten und Herzog Odilo der Kirche günstig gesinnt war, hielt Bonifatius auch schon 740 eine Synode ab. Als nach dem Tode Karl Martells (741) friedlichere Zeiten kamen, und Karls Söhne den Bestrebungen des hl. Bonifatius wohlwollend gegenüberstanden, schritt dieser auch sogleich zur Abhaltung von Synoden, wozu im fränkischen Reiche das größte Bedürfnis vorlag, und wozu Bonifatius auch vom Papste dringend ermahnt worden war.

Karl Martell war wohl für seine Person ein christlicher Mann, welcher auch die Kirche mit Nachdruck beschützte, wo es aus politischen Rücksichten ratsam war. Er hat durch den blutigen Sieg über die Araber bei Tours (732) ihrem Vordringen ein Ende gemacht und so das Christentum in Europa gerettet. Indem er zur Sicherung des Reiches viele siegreiche Kriege führte und im Innern mit starker Hand die Ordnung aufrecht erhielt, machte er es den Glaubensboten möglich, den Samen des Evangeliums in den vom fränkischen Reiche abhängigen Provinzen mit Erfolg auszustreuen. Dem siegreichen Heere Karls folgten die christlichen Glaubensboten mit dem Zeichen des Heils, um die Wunden des Krieges zu heilen und die Religion des Friedens zu verkünden. So unleugbar daher Karls Verdienste um Kirche und Staat sind, so griff er doch aber auch andererseits sehr nachtheilig in die kirchlichen Verhältnisse ein. Das Kirchengut benutzte er in widerrechtlicher Weise zur Stärkung seines Einflusses und zur Belohnung seiner getreuen Anhänger; er machte seine Soldaten zu Bischöfen und Aebten, um sie für die ihm geleisteten Dienste zu belohnen und für den Fall des Krieges ergebene Dienstmännern zu haben. Auf diese Weise kamen viele kirchliche Stellen in den Besitz von geldgierigen, lasterhaften Menschen, während edlere und bessere zurückgesetzt wurden. Die ersten bischöflichen Stühle besaßen Männer ohne allen kirchlichen Geist, ihrer Aufgabe gar nicht gewachsen, aber von unheilvollem Einflusse auf Karl, an dessen Hofe sie sich viel aufhielten, und der ihren Reden nur gar zu viel sein Ohr lieh. In Köln war der Erzbischof Reginfried, ein träger, unthätiger Mann. Um 720 verjagte Karl den Bischof Rigobert von Trier¹⁾ und erhob auf den bischöflichen Stuhl

¹⁾ Hahn, Jahrbücher des fränkischen Reichs, 1863, S. 131 fgd., Leo (Vorlesungen über deutsche Geschichte, Halle 1854, I, 425) sagt: „Karl Martell erlaubte sich geradezu und ohne Rücksicht auf die kanonischen Satzungen die Bischöfe ganz nach ihrem Verhalten zur weltlichen Macht zu behandeln; ohne Urtheil und Recht durch Synoden zu suchen,

Milo, der gegen die kirchlichen Bestimmungen fast 40 Jahre die beiden bedeutenden Bistümer von Trier und Rheims innehatte, ohne jemals die bischöfliche Weihe empfangen zu haben, bloß durch eines Fürsten ungerechtfertigte Gunst und Willkür. Milos Vater Liutwins war Herzog in Belgien gewesen; später stiftete er das Kloster Metlach, das er als Abt mit großem Eifer leitete, und wurde dann Bischof von Trier; auch Milos Großonkel hatte diese Würde bekleidet. Milo war anfangs fromm, später verweltlichte er, trug nur die Tonsur des Geistlichen, um den äußern Schein zu wahren, und liebte Gelage, Jagd und Krieg; er war ganz Weltmann und kümmerte sich nicht um das kirchliche Leben seiner Diocese; die kirchliche Zucht schwand, und das Kirchengut wurde verschleudert oder Weltleuten gegeben. Der Bischof Gerold von Mainz war mehr Krieger als Bischof. Seinem Neffen Hugo gab Karl zur Ausstattung zwei Klöster, Wandrille und Junnieges (Jumièges), und drei Bistümer, Paris, Rouen und Bayeux, was gegen alle kirchlichen Vorschriften verstieß, da im Interesse einer guten Verwaltung nur ein Kirchenamt einem Geistlichen übertragen werden darf. Die Kirche befand sich in einer unwürdigen Abhängigkeit vom Staate, durch dessen Einfluß die höhern Stellen mit Männern besetzt wurden, die wohl auf Krieg und Jagd, auf Gelage, Pferde und Hunde, aber nicht auf den heiligen Dienst, Predigt und Unterricht sich verstanden. Wenn es so bei der höhern Geistlichkeit aussah, ist es nicht zu verwundern, daß es bei der niedern noch viel schlimmer aussah, da diese ganz sich selbst überlassen war und das schlechte Beispiel der Obern verderblich nach unten wirkte. Gute Geistliche blieben überhaupt von einflußreichen Stellen ausgeschlossen. Auch war kein Erzbischof im Frankenreiche, der auf Befolgung der kirchlichen Vorschriften drang.¹⁾ Manche Geistliche schändeten ihren erhabenen Beruf durch Laster, welche schon eines Menschen, noch viel mehr aber eines Priesters unwürdig sind, durch Unfittlichkeit, Trunksucht, Wucher, Jagd- und Kriegslust, und wurden trotzdem noch zum Empfange höherer Weihen zugelassen. Wegen ihres sündhaften Lebenswandels zur Rede gestellt, gaben einzelne an, es sei ihnen

entsetzte er Bischöfe, auf die er sich nicht glaubte verlassen zu können, ihrer Würde und machte die Besetzung der bischöflichen Ämter durch königliche Ernennung zur Regel. Nur nach politischen Rücksichten wurden die Bistümer besetzt, sodaß auch mehrere Bistümer in einer Hand vereinigt wurden.“

¹⁾ Ep. 42.

vom Papste trotz ihrer Sünden die Ausübung des Priestertums gestattet worden; andere entschuldigten und beschönigten ihr unpriesterliches Leben damit, daß auch in Rom mit Zustimmung des Papstes heidnische Chöre und Gesänge, unchristliche Sitten und Gebräuche geduldet würden. Wenn es so bei den Hirten auslah, konnte es bei der Herde nicht besser sein. Das religiöse Leben des Volkes lag vollständig danieder; das Heidentum wucherte noch üppig fort; grobe Verstöße gegen das Sittengesetz waren nichts Seltenes; häretische und schismatische Priester waren im Volke ungestört thätig und übten ihren vergiftenden Einfluß aus, indem sie verderbliche Lehren austreueten. Dazu kamen nun noch äußere Umstände, welche den sittlichen Verfall steigerten. Die vielen Kriege, welche die unter sich feindseligen deutschen Stämme führten, entfesselten wilde Leidenschaften und wirkten verrohend auf das Gemüt. Die Glaubensboten, welche bei den deutschen Stämmen thätig waren, kamen aus verschiedenen Ländern, aus Frankreich, Irland und England, hatten eigene Sprache und nationalen Charakter und wirkten nicht nach gemeinschaftlichem Plane. Auch fehlte es im 8. Jahrhundert im fränkischen Reiche an großen Bischöfen, welche im Geiste der Kirche thätig waren und gegen die Übel der Kirche entschieden vorgingen. Die Zustände der Kirche waren also höchst traurig. Um sie vor dem sichern Untergange im Frankenreiche zu bewahren, bedurfte es einer vollständigen, geistigen Erneuerung, und diese konnte nur ein sittenreiner, gottbegeisterter Mann durch Abhaltung von Synoden bewirken. Wohl konnte der hl. Bonifatius durch sein persönliches Eingreifen hier und da kirchliche Schäden heilen, aber ein vollständiges Heilmittel war nur die Synode; dort konnte er die Geistlichen um sich scharen, mit echt kirchlichem Geiste erfüllen und zu vereintem Kampfe gegen den Verfall der Sitten begeistern. Den großen Nutzen der Synoden kannte Bonifatius aus der Geschichte seines Vaterlandes wie aus seiner eigenen Wirksamkeit in Bayern, wo er schon im Jahre 740 die kirchlichen Verhältnisse auf einer Synode geordnet und neues kirchliches Leben hervorgerufen hatte. Auch hatte Bonifatius auf seiner dritten Romreise seinen Aufenthalt in Rom gerade in der Absicht ausgedehnt, um einer unter dem Voritze des Papstes stattfindenden Synode beizuwohnen und das richtige Verfahren für die später abzuhaltenden Synoden in Deutschland zu lernen.

Karl Martell stand zwar der Wirksamkeit des hl. Bonifatius nicht feindlich gegenüber, beförderte sie sogar aus poli-

tischen Gründen, da die Befehrung der deutschen Stämme auf dem rechten Rheinufer ihre Einfügung in den fränkischen Staatsverband erleichterte; er schätzte auch den hl. Bonifatius hoch und empfahl ihm vor seinem Tode seinen Sohn Grippo. Doch bei den vielen Kriegen Karl Martells und seinen gewaltthätigen Eingriffen in die kirchliche Ordnung war eine Synode nicht möglich. Sobald es aber nach Karl Martells Tode die äußern Verhältnisse gestatteten, faßte Bonifatius sogleich die Abhaltung einer Synode ins Auge und setzte sich zu dem Zwecke mit Karlmann in Verbindung.¹⁾ Dieser, auf das Heil von Kirche und Staat bedacht, sah ebenfalls in einer Kirchenversammlung das geeignete Mittel zur Besserung der Zustände und versprach bereitwillig seine Unterstützung. Als Bonifatius im Anfange des Jahres 742 durch seinen Priester Denehard dem Papste Zacharias zu dessen Thronbesteigung ein Glückwunschsreiben übersandte, berichtete er auch dem Papste über den traurigen Zustand der Kirche im westlichen Frankenreiche und theilte ihm

¹⁾ Bonifatius schrieb an den Papst: Carlmannus, dux Francorum, me, accersitum ad se, rogavit, ut in parte regni Francorum, quae in sua est potestate, synodum inciperem congregare. (Ep. 42.) Aus diesen Worten hat man geschlossen, daß die Initiative zum ersten deutschen Konzil von Karlmann ausgegangen sei. Allein ohne die Verdienste Karlmanns und seinen kirchlichen Sinn herabzusetzen, sprechen dagegen sehr gute Gründe. Karlmann war um diese Zeit durch Kriege gegen die alten Feinde in Anspruch genommen, welche sich auf die Kunde von dem Tode seines Vaters erhoben hatten; auch hatte er als Kriegsmann am Hofe seines Vaters in dessen Umgebung wohl schwerlich einen solchen weiten Blick gewonnen, um aus sich selber einen solchen Gedanken zu fassen. Sodann geht überhaupt die geistige Erneuerung jener Zeit vom hl. Bonifatius aus, welcher in den Synoden das wirksamste Heilmittel gegen die Uebel der Zeit sah und auf deren Abhaltung bedacht war, wie er auch in Bayern schon 740 eine Synode abgehalten hatte. Es liegt daher die Annahme näher, daß Bonifatius sich mit Karlmann über die traurigen, kirchlichen Zustände besprach und ihm den großen Nutzen der Synode darlegte. Daran schloß sich naturgemäß die Bitte Karlmanns, eine solche abzuhalten, und in diesem Sinne berichtete Bonifatius, fern von aller Ruhmsucht, an den Papst. Selbst wenn aber auch Karlmann die Initiative zur Abhaltung einer Synode ergriffen hätte, so war es eben das segensreiche Wirken des hl. Bonifatius, welches diesen Gedanken in ihm hervorrief. Ferner, bei den damaligen Verkehrsverhältnissen, wo alle Straßen im Besitze des Reiches waren und man mit königlichen Geleitsbriefen am sichersten reiste, bei den vielen Kriegen und bei der engen Verbindung von Staat und Kirche konnte damals überhaupt ohne den wirksamen Schutz des Staates kein Konzil zustande kommen. Diese äußere Mitwirkung des Staates trat natürlich sehr in den Vordergrund, selbst wenn auch kirchliche Personen das treibende Moment waren. So konnte Karlmann leicht als Urheber der Synode erscheinen.

mit, daß seit 80 Jahren nach Aussage älterer Leute kein Konzil abgehalten sei, und auch kein Erzbischof da sei, welcher die Beobachtung der Kirchengesetze überwache. Daher wolle er mit Karlmanns Unterstützung ein Konzil abhalten, und der Papst möge ihm raten, damit er in dieser schwierigen Sache in voller Übereinstimmung mit ihm und durch seine Autorität gestützt die geeigneten Mittel zur Besserung der Zustände anwende.¹⁾ Der Papst billigte mit Freuden den Plan, ein Konzil abzuhalten, und ermahnte Bonifatius, strenge gegen die Geistlichen vorzugehen, welche nicht entsprechend den kirchlichen Satzungen lebten. Die kirchlichen Vorschriften über das Leben der Geistlichen sollten durchaus maßgebend sein, und lasterhafte Priester von der Ausübung des Priestertums fern gehalten werden. Auch belehrte ihn der Papst, daß die heidnischen Gebräuche von ihm bereits in Rom abgeschafft seien, und sich daher schlechte Priester mit Unrecht darauf beriefen. Zugleich teilte ihm der Papst noch mit, daß er Karlmann geschrieben habe, er möge getreu seinem Versprechen ihm helfen, und schließt sein Antwortschreiben mit herzlichen Grüßen und Wünschen für Bonifatius und sein Wirken.²⁾

Das geplante Konzil kam am 21. April 742 zustande; es ist das erste deutsche Konzil. Der Ort desselben ist uns nicht bestimmt überliefert; es werden Worms, Würzburg und Frankfurt am Main vermutet. Zu dem Konzil waren sämtliche Bischöfe aus Karlmanns Reiche geladen, welches das fränkische Gebiet auf dem rechten Rheinufer und noch einen großen Teil auf dem linken Rheinufer umfaßte. Ausdrücklich werden als anwesend genannt außer Bonifatius noch Burchard von Würzburg, Reginfried von Köln, Wittan von Buraburg, Willibald von Eichstätt, Dadan aus Friesland und Edda von Straßburg. Ob und wie viele andere Bischöfe noch an dem Konzil teilgenommen haben, ist unbestimmt. Die Beschlüsse des Konzils wurden Karlmann mitgeteilt, welcher sie auf einer Reichsversammlung den weltlichen Großen vorlegte. Nachdem sie von diesen gebilligt worden waren, wurden sie von Karlmann als gesetzliche Norm bekannt gemacht und eingeschärft. Die Verhandlungen des Konzils sind uns nicht erhalten, wohl aber seine Beschlüsse in der Form ihrer Publikation durch Karlmann.³⁾ Zunächst bemerkt er, daß er nach dem Räte der

1) Ep. 42. 2) Ep. 43. 3) Jaffé Mon. Mog. Nr. 47, p. 127. Die bei den ersten deutschen Konzilien übliche Einteilung in Kapitel ist fortgelassen, weil sie sich in den ältesten Handschriften nicht vorfindet.

Diener Gottes und der Großen seines Reiches den Erzbischof Bonifatius und die Bischöfe seines Reiches nebst ihren Priestern zu einer Synode versammelt habe, damit sie ihm Rat erteilten, wie das Gesetz Gottes und das kirchliche Leben, unter den frühern Fürsten vollständig verfallen, wiederhergestellt werden, das christliche Volk vor falschen Propheten beschützt und zum ewigen Heile geführt werden könne; sodann verordnet er nach dem Räte der Priester und weltlichen Großen: 1. In den Städten sollen Bischöfe sein, und über diese soll der Erzbischof Bonifatius gesetzt sein, der Abgesandte des hl. Petrus. 2. Jedes Jahr ist eine Synode abzuhalten, damit die Satzungen der Kirche und ihre Rechte wiederhergestellt und das christliche Leben verbessert wird. 3. Die geraubten Kirchengüter sind den Kirchen zurückzugeben und falsche oder sittenlose Priester, Diakone und Geistliche (solche, welche nur die niedern Weihen empfangen hatten) sind abzusetzen und zur Buße anzuhalten. 4. Die Diener Gottes sollen nicht in den Krieg ziehen außer jenen Priestern, welche die heilige Messe lesen, die Reliquien der Heiligen tragen,¹⁾ den Soldaten im Sakramente der Buße die Sünden vergeben und überhaupt im Heere die Seelsorge ausüben; ferner ist den Dienern Gottes das Tragen von Waffen, das Jagen und Umherstreifen in Wäldern mit Hunden, Falken und Habichten verboten. 5. Jeder Priester soll dem Bischof seines Sprengels untergeben sein, in der Fastenzeit über die Führung seiner Seelsorge und über seinen Lebenswandel Rechenschaft ablegen, den Bischof auf seinen Firmreisen aufnehmen und von ihm die heiligen Ole am Grünen Donnerstage holen, um dadurch seine Verbindung mit dem rechtmäßigen und rechtgläubigen Bischof an den Tag zu legen. 6. Unbekannte Priester und Bischöfe sollen nicht zum kirchlichen Dienste zugelassen werden, bevor sie durch die Synode geprüft sind. 7. Mit Unterstützung der Grafen sollen die Bischöfe in ihren Sprengeln eifrig alle heidnischen Gebräuche abschaffen, z. B. Totenopfer, Wahrsagen, Beobachtung des Vogelfluges, Hexereien, Beschwörungen, Opfermahlzeiten, welche thörichte Menschen neben den Kirchen nach Art der Heiden unter Anrufung der heiligen Martyrer und Bekenner veranstalteten, und abergläubische Feuer, Niedfeor oder Nodsfyr genannt, welche durch Zusammenreiben zweier Hölzer erzeugt wurden und die darüber Springenden vor Unglück be-

¹⁾ Damals wurden die Reliquien der Heiligen mit in den Krieg genommen, um durch ihre Fürbitte und ihren Schutz den Steg zu erlangen.

wahren sollten. 8. Mönche und Ordensfrauen, welche sich gegen die Keuschheit verfehlen, sollen im Kerker bei Wasser und Brot Buße thun; ein Priester soll für eine solche Sünde gezeißelt werden und zwei Jahre im Kerker verbleiben, jedoch kann der Bischof die Strafe noch verschärfen; Geistliche, welche nur die niedern Weihen empfangen haben, und Mönche sollen für Vergehen gegen die Keuschheit dreimal gezeißelt werden und ein Jahr im Kerker verbleiben; ebenso die Nonnen, welche bereits den Schleier genommen haben, denen überdies der Kopf ganz kahl geschoren werden soll. 9. Die Priester und Diakone sollen nicht nach Art der Weltleute kurze Kleider tragen, sondern schwarze, lange, und dürfen in ihren Häusern keine Frauenpersonen wohnen haben. Mönche und Nonnen sollen in ihren Klöstern die Regel des hl. Benediktus einführen und beobachten.

Diese Beschlüsse des ersten deutschen Konzils sind natürlich hauptsächlich auf Betreiben des hl. Bonifatius zustande gekommen und lassen seinen klaren Geist erkennen, welcher die damaligen Verhältnisse wohl durchschaute und erkannte, was der Kirche not that. Er suchte Priestern und Ordensleuten den rechten kirchlichen Geist einzulösen; daher trat er so sehr für die kirchlichen Bestimmungen über das Leben geistlicher Personen ein und eiferte mit Strenge gegen alles Unheilige in der Kirche, besonders gegen die Sünden der Unkeuschheit, die der erhabenen Stellung der Geistlichen am meisten widersprechen. Auch die Jagd verbot Bonifatius den Geistlichen strenge; sie war nicht wie gegenwärtig eine Erholung nach mühevollen Berufsarbeiten, sondern vielfach ein gefährlicher Kampf mit den großen Tieren der deutschen Wälder, erforderte langes Umherstreifen in den Wäldern und beförderte einerseits Kampflust und Wildheit, andererseits Müßiggang und entzog den Geistlichen seinem Berufe, sodaß das Volk sich von ihm abwandte und den schismatischen oder irrgläubigen Priestern zuwandte. Das strenge Verbot der Jagd war daher im Interesse des priesterlichen Lebens sehr berechtigt. Ferner suchte er den kirchlichen Oberhirten die ihnen zukommende Macht zu sichern, damit sie Zucht und Ordnung in der Kirche aufrecht halten konnten. Denn wenn die Diener des Herrn mit echt kirchlichem Geiste erfüllt, sittenrein und fromm sind, so erwerben sie sich unwillkürlich die Achtung der Menschen und sichern sich in der Welt einen weitgehenden Einfluß zur Ausbreitung und Befestigung der Kirche. Diese erste deutsche Kirchenversammlung war zwar nur eine rein geistliche, aus Bischöfen und Priestern bestehend,

aber der hl. Bonifatius erkannte wohl die hohe Bedeutung der weltlichen Obrigkeit für die Herstellung des sittlichen Lebens in jener entfittlichten Zeit und theilte daher Karlmann die Beschlüsse des Konzils mit, welche dieser auch mit seiner weltlichen Macht durchzuführen suchte. Keineswegs wollte aber dadurch der hl. Bonifatius die Kirche der weltlichen Macht unterordnen und dieser eine Herrschaft in der Kirche zugestehen; die Gefahren und Nachteile einer solchen Herrschaft hatte er an dem unheilvollen Einflusse Karl Martells auf die kirchlichen Verhältnisse zu deutlich gesehen. Er war vielmehr darauf bedacht, in der Kirche die hierarchische Ordnung herzustellen, d. h. die Priester den Bischöfen, die Bischöfe den Erzbischöfen zu unterstellen und die ganze Kirche mit dem Papste, dem obersten Hirten der Kirche und dem getreuen Wächter des sittlichen Lebens, in lebendige Verbindung zu bringen. Das schloß aber nicht aus, daß er mit der weltlichen Macht in Frieden und Eintracht lebte und ihren Einfluß der Kirche zu Nutzen machte. Denn Staat und Kirche sind zwei von Gott zum Wohle der Menschheit angeordnete Körperschaften, welche sich gegenseitig stützen und helfen können und sollen. Durch sein kluges Verfahren beförderte daher der hl. Bonifatius eine enge Verbindung von Kirche und Staat, sodaß beide vereint am ewigen und irdischen Wohle der Menschheit arbeiteten, ohne über die Grenzen ihrer Befugnisse eifersüchtig zu streiten; erst als man später diese Grenzen festsetzen wollte, entstanden die heftigsten Kämpfe. Zur Zeit des hl. Bonifatius waren allerdings die Bischöfe noch nicht im strengen Sinne Reichsstände, welche große Lehnsgüter vom Staate empfangen und zur Teilnahme an der Regierung berechtigt waren, sondern sie wirkten bloß durch ihren mächtigen, moralischen Einfluß, indem sie wegen ihrer hohen Würde und ihrer persönlichen Tugenden von den Fürsten zu Räte gezogen wurden.

Gemäß den Beschlüssen des ersten deutschen Konzils fand im folgenden Jahre 743 wieder ein Konzil statt und zwar zu Bistinae (auch Diptinae und Bistinae geschrieben), einer großen, königlichen Villa in Karlmanns Reiche, welche im Laufe der Zeiten spurlos verschwand und in der jetzigen belgischen Provinz Hennegau lag, in der Nähe des vom hl. Landelin gegründeten Benediktinerklosters Laubes (Lobbes) an der Sambre, einem Nebenflusse der Maas. Der Ort hieß später Vestines; jetzt liegen in der dortigen Gegend zwei Orter, Estinnes au val und Estinnes au mont, nicht weit von der gewerbreichen Stadt

Binche.¹⁾ Welche und wie viele Bischöfe außer dem hl. Bonifatius dort noch versammelt waren, ist uns nicht überliefert. Es nahmen auch weltliche Große an dem Konzil teil, sodaß es ein gemischtes war. Die ausführlichen Verhandlungen des Konzils sind uns nicht erhalten, sondern nur seine Beschlüsse in der Form, in welcher sie Karlmann als gesetzliche Norm für sein Reich publizierte. Sie werden gewöhnlich mit denen des ersten deutschen Konzils zusammengestellt und umfassen folgendes: 1. Alle Priester und weltlichen Beamten bestätigen die Beschlüsse der vorhergehenden Synode und versprechen deren Erfüllung. 2. Die gesamte Geistlichkeit, nämlich die Bischöfe, Priester, Diakone und die niedern Geistlichen, nehmen die Satzungen der alten Väter an und versprechen, im Leben, in der Lehre und im heiligen Dienste die kirchlichen Bestimmungen zur Geltung zu bringen. Die Äbte und Mönche nehmen die Regel des heiligen Vaters Benediktus an und richten danach das klösterliche Leben ein. 3. Unzüchtige und Ehebrecher, welche Kirchen und Klöster im Besitz hatten und besleckten, sind zu entfernen und zur Buße anzuhalten; und wenn sie nach dieser Synode in das Verbrechen der Unzucht oder des Ehebruchs fallen, so unterliegen sie den Strafbestimmungen der frühern Synode; ebenso die Mönche und Nonnen. 4. Nach dem Räte der Diener Gottes und christlichen Laien soll aus Rücksicht wegen der bevorstehenden Kriege und der Angriffe benachbarter Völker ein Teil des Kirchengutes noch einige Zeit zur Unterhaltung des Heeres dienen, jedoch nur bitt- und leihweise und bis auf Widerruf, und es soll alljährlich ein Solidus, das ist 12 Denare (etwa 8 Mark), von jedem Hofe (Kirchengute) an das Kloster oder die Kirche gezahlt werden; stirbt aber der Inhaber, so fällt er sogleich an die Kirche zurück; im Falle der Not und auf Befehl des Fürsten kann der Hof aber auch als Lehen bitt- oder leihweise wieder verwendet werden. Übrigens soll darauf gesehen werden, daß die Kirchen und Klöster, deren Güter bis auf Widerruf andern verliehen werden, keine Not leiden; im Falle drückender Armut soll ihnen das ganze Besitztum zurückgegeben werden.²⁾ 5. Ferner sollen gemäß den

1) In Estinnes findet sich noch die Bezeichnung: rue et cour de Pipin.

2) Im Laufe der Zeit waren sehr viele Kirchengüter der Kirche genommen, teils durch die Laien, denen sie übergeben waren, teils durch die staatlichen Bischöfe und Äbte, die ihre Verwandten damit bereicherten. Da der Staat durch die vielen Kriege sehr in Anspruch genommen war,

kirchlichen Bestimmungen Ehebrüche und ungesetzliche Heiraten unter Blutsverwandten verboten und nach dem Urteilsprüche der Bischöfe bestraft werden. Christliche Sklaven sollen nicht den Heiden übergeben werden. 6. Wer bei irgend einer Angelegenheit heidnische Gebräuche beobachtet, ist mit 15 Solidi (120 Mark) zu bestrafen, wie schon Karlmanns Vater bestimmt hatte.¹⁾

Diese Beschlüsse des Konzils hatten den Zweck, alle Priester und Ordensleute zu einem, ihrem heiligen Stande entsprechenden, sittenreinen Leben anzuhalten und der Kirche die unter Karl Martell geraubten Kirchengüter zurückzugeben, damit die Diener der Kirche standesgemäß, fern von aller Not und Armut, leben konnten. Zugleich sollte das Familienleben nach christlichen Grundsätzen geregelt, die Sklaven vor einer unchristlichen, unwürdigen Behandlung bewahrt und das Heidentum ausgerottet werden. Welche Ehe als unerlaubt und welche Gebräuche als heidnische zu betrachten waren, das festzusetzen, war Sache der Bischöfe, welche sich hierüber nach sorgfältiger Beratung einigten. Über einzelne Ehehindernisse herrschte damals noch keine Übereinstimmung, wie wir aus den Briefen des hl. Bonifatius sehen, welcher sich bei mehreren Geistlichen in England nach dem Ehehindernis der geistlichen Verwandtschaft infolge der Taufe erkundigte.²⁾ Es wurde auf dem Konzil oder auf den an das Konzil sich anschließenden Beratungen festgesetzt, daß das Ehehindernis der geistlichen Verwandtschaft bei der Taufe und Firmung zwischen den Paten einerseits und dem Täuflinge resp. Firmling und dessen Eltern andererseits bestehen solle, weil die Paten zur geistigen Wiedergeburt resp.

so konnte das geraubte Kirchengut nicht auf einmal zurückgegeben werden, sondern nur nach und nach; auch war es billig, daß die Kirche in jener bedrängten Zeit mit ihrem weltlichen Besitztume dem Staate zu Hilfe kam, dessen Schutz sie genoß. Nach Roth (Geschichte des Beneficialwesens) wäre durch diese Bestimmung von Karlmann das gesamte Kirchenvermögen eingezogen und der Kirche nur das Notwendige gelassen, eine Auffassung, welche dem Charakter Karlmanns, der Stellung des hl. Bonifatius zu ihm und dem Wortlaute der Bestimmung widerspricht und auch von den bedeutendsten Geschichtsforschern, Waitz, Hahn, Delsner u. a., als unrichtig zurückgewiesen ist.

¹⁾ Karlmann fügte dieser Bestimmung des Konzils hinzu: quod et pater meus ante praecipiebat. Daraus geht hervor, daß diese Synode bloß von Karlmann für sein Reich abgehalten wurde; Karl Martells Verfügung ist nicht erhalten.

²⁾ Ep. 29, 30, 31. In den Akten des Konzils finden sich hierüber keine Beschlüsse, es werden ihm aber solche zugeschrieben.

Vollendung ihrer Patenkinder mitwirken und das Band der Ehe mit einem solchen Verhältnis nicht vereinbar ist. Aus demselben Grunde kann auch nach den Bestimmungen des Konzils niemand bei seinen eigenen Kindern Pate sein. Ferner wurden vom Konzil Ehen für ungültig erklärt, wenn einer der Eheleute zur Erfüllung der ehelichen Standespflichten bei Eingehung der Ehe unfähig war, da in einem solchen Falle überhaupt keine Ehe zustande kommt, weil der Zweck der Ehe nicht erfüllt werden kann.

Dem Konzil zu Vistinae wird auch noch die Festsetzung einer Taufformel zugeschrieben, durch welche der Täufling resp. dessen Pate in der Landessprache feierlich den heidnischen Göttern entsagt und sich zum Glauben an die allerheiligste Dreifaltigkeit bekennt. Drei heidnische Götter, Thunaer, Wodan und Sarnote¹⁾ (Schwert- oder Kriegsgott der Sachsen), werden ausdrücklich genannt und so dem christlichen Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit gegenübergestellt. Bonifatius hielt nämlich sehr darauf, daß die Täuflinge in ihrer Muttersprache dem Heidentume abschworen, damit sie verstanden, was sie thaten. Diese Abschwörungsformel ist lange in der Kirche gebraucht worden und ist eins der ältesten Denkmale der deutschen Sprache. Ferdinand von Fürstenberg, welcher sich der Studien halber lange in Rom aufhielt und als Bischof von Baderborn und Münster im Jahre 1683 starb, hat das große Verdienst, diese Formel zuerst in einem vatikanischen Kodex entdeckt und veröffentlicht zu haben. Dieselbe lautet:

Forsachistu diabolae
et resp. ec forsacho diabolae
end allum diabol gelde
respon. end ec forsacho allum diabol gelde
end allum diaboles uercum
resp. end ec forsacho allum diaboles uercum and
uuordum thunaer ende uuoden ende saxnote
ende allem them unholdum the hira ginotas sint.
gelobistu in got alamehtigan fadaer

¹⁾ Das Wort Sarnote ist sehr verschieden erklärt. Nach Grimm (Mythol. I, 184, 193 und Geschichte der deutschen Sprache 508, 612) bedeutet es Schwertgenosse und war ein Beinamen des Kriegsgottes Zio, bei den Sachsen und Markomannen Er genannt, welches auf das Griechische Ares zurückgeführt wird. Sarn hieß das lange Messer, dessen sich die Sachsen im Kampfe bedienten. Ein Schwert war das Sinnbild des Kriegsgottes.

ec gelobo in got alametigan fadaer
gelobistu in crist godes sunu
ec gelobo in christ gotes sunu
gelobistu in halogan gast
ec gelobo in halogan gast.

Im Neuhochdeutschen: Entfagst du dem Teufel? Ich entfage dem Teufel. Und aller Teufelsgilde? Und ich entfage aller Teufelsgilde. Und allen Teufelswerken? Und ich entfage allen Teufelswerken und Worten, dem Thunar, Wodan und Saxnote, und allen den Unholden, die ihre Genossen sind. Glaubst du an Gott, allmächtigen Vater? Ich glaube an Gott, allmächtigen Vater. Glaubst du an Christ, Gottes Sohn? Ich glaube an Christ, Gottes Sohn. Glaubst du an den heiligen Geist? Ich glaube an den heiligen Geist.¹⁾

Ferner wird dem Konzil von Liptinae noch ein Verzeichnis der heidnischen Gebräuche zugeschrieben, wovon uns jedoch bei der kurzen Angabe derselben manches unverständlich ist. Dasselbe wurde im vatikanischen Archiv zugleich mit der Abschwörungsformel von dem schon genannten Bischof Ferdinand von Fürstenberg aufgefunden und veröffentlicht und giebt, nach dem Wortlaute zu urteilen, wohl nur die Überschriften längerer, erklärender Kapitel.²⁾ Der Aberglaube wurzelte nämlich tief im

1) Daß der hl. Bonifatius eine Abschwörungsformel festsetzte und auf den Konzilien vorschrieb, ist nicht zu bezweifeln; ob uns diese aber in der obigen Formel unverändert erhalten ist, wird bezweifelt. Die Formel befand sich in einem alten Kodex derjenigen Abteilung der vatikanischen Bibliothek, welche Tilly nach Eroberung Heidelbergs 1622 dem Papste schenkte. In diesem Kodex, welcher wahrscheinlich im Kloster Fulda geschrieben, von da nach Mainz und dann nach Heidelberg gebracht wurde, folgen auf die Beschlüsse der Synode von Liptinae zunächst noch die Namen der Teilnehmer an dem Totenbunde von Attigny 762 oder 765. Daher wurde die Formel mehrfach dem hl. Sturm zu zugeschrieben, welcher als Abt von Fulda an der Bekehrung der Sachsen (772—779) thätig war. Welcher Dialekt darin vorherrschend ist, ob der angelsächsische, sächsische, fränkische oder niederdeutsche, ist streitig. Vielleicht wurde sie auch bei der Bekehrung der Sachsen etwas verändert.

2) Das Verzeichnis der abergläubischen Gebräuche folgt in dem vatikanischen Kodex der Abschwörungsformel, der das Verzeichnis des Totenbundes von Attigny und die Beschlüsse des Konzils von Liptinae vorhergehen. Daß das Konzil von Liptinae sich mit den heidnischen Gebräuchen beschäftigte, ist nach dessen Beschlüssen sicher. Ob aber das obige Verzeichnis auf demselben aufgestellt wurde, oder ob das Verzeichnis der Synode im Laufe der Zeit zu dem obigen erweitert wurde, läßt sich nicht mehr ausmachen.

Herzen des deutschen Volkes und war so vielfach und verschiedenartig wie kaum bei einem andern Volke. Die neubekehrten Christen konnten nur schwer diese abergläubischen Vorstellungen ablegen, an welche sie von Kindheit an gewöhnt waren. Es war daher nichts Seltenes, daß die Christen in derselben Weise wie die Heiden noch abergläubische Gebräuche beobachteten. Diese Gebräuche waren vielfach in hohem Maße unvernünftig und lächerlich, schlossen zudem eine Verunehrung Gottes und göttlicher Dinge in sich, veranlaßten viele Zügellosigkeiten und Roheiten im Volke und waren ein großes Hindernis christlicher Gesittung und Bildung. Deshalb schritten die ersten christlichen Glaubensboten sehr strenge gegen den Aberglauben ein und waren auf dessen Ausrottung ernstlich bedacht. Auf den ersten Kirchenversammlungen Deutschlands kam daher der Aberglaube stets zur Sprache, und wurde nach sorgfältiger Beratung zur wirksamen, allseitigen Bekämpfung für die Geistlichen ein Verzeichniß der heidnischen Gebräuche aufgestellt, welches uns den vergiftenden Einfluß des Aberglaubens erkennen läßt und dessen entschiedene Bekämpfung rechtfertigt.

1. De sacrilegio ad sepulchra mortuorum.

Von den unheiligen Gebräuchen bei den Gräbern der Verstorbenen.

Bei den alten Deutschen wurden die Leichen auf einem Scheiterhaufen von bestimmtem Holze (Eiche oder Birke) verbrannt, nachdem man den Kopf vom Rumpfe getrennt hatte, weil man durch den Schein eines gewaltsamen Todes dem Verstorbenen in der andern Welt zu nützen glaubte. Die Waffen und andere dem Verstorbenen zugehörige Dinge nebst dem Leibpferde wurden mitverbrannt, nicht selten auch die Sklaven, Diener und Frauen des Verstorbenen, sei es freiwillig, sei es gezwungen, damit sie ihm in das andere Leben nachfolgten. Die Asche und die übrig gebliebenen Knochen wurden in der Erde begraben; bei den Reichen wurden Gold, Silber und Kostbarkeiten hinzugefügt. Der Leichenhügel wurde auf Pferden unter Lobgesängen auf den Verstorbenen umritten. Die Knochen sollten in der Erde noch fortglühen. Die Gräber wurden nicht selten durchwühlt, um verborgene Schätze zu finden. Manche glaubten, mit Theilen vom verbrannten Körper wunderbare Dinge thun zu können, z. B. die Feinde zu besiegen oder künftige Dinge wahrzunehmen. Schlangen und Drachen sollten die Gräber vor Beraubung und jeglichem Frevel beschützen.

2. De sacrilegio super defunctos, id est dadsisas.

Von den gotteseßlerlichen Verunehrungen der Verstorbenen, Dadsisas genannt.¹⁾

Man gab den Verstorbenen Speisen mit in das Grab und goß Wein in dasselbe, damit sie etwas zu genießen hätten, wenn ihre Seelen nach Walhalla wanderten oder zum Körper zurückkehrten. Auf den Gräbern der Verstorbenen veranstaltete man in weißen Kleidern Schmausereien, Tänze, Trauergesänge und Trinkgelage, und wer am meisten gezecht hatte, glaubte der Seele des Verstorbenen am meisten genützt zu haben. Auch wurden auf den Gräbern Opfer von Stieren und Böcken dargebracht; christliche Priester spendeten sogar auf den Gräbern der Verstorbenen die heiligen Sakramente und brachten das Messopfer dar, um dadurch die Verstorbenen zu ehren. Diesen wurde beinahe eine göttliche Verehrung dargebracht, indem man sie sich als Bewohner des Himmels vorstellte, ihnen Denkmäler weihte und vor denselben Lichter anzündete. Auch wurden die wirklichen Heiligen der Kirche an ihren Todestagen durch Gesänge, Gelage und Schlachten von Opfertieren geehrt, wie es bei der Verehrung der heidnischen Götter üblich war. Die Sitte, an Beerdigungstagen Schmausereien zu veranstalten, ist bekanntlich in manchen Gegenden noch nicht überwunden.

3. De spurcalibus in Februario.

Von den Unflätigkeiten im Februar.

Im Monat Februar läßt die strenge Winterkälte nach, und die Sonne beginnt mit neuer Kraft den Erdboden zu erleuchten und zu erwärmen. Da die Religion der alten Deutschen eine Naturreligion war, so schlossen sich ihre Festlichkeiten an die erfreulichen Vorgänge der Natur an. Im Monate Februar wurden daher der Sonne viele Opfer, besonders Schweineopfer, dargebracht, womit viele unflätige Spiele, Mummereien und Gelage verbunden waren (*spureus, spurcalis, unflätig*); daher erhielt der Monat auch den Namen Sporkelmonat. Die Schweine wurden getrocknet und Stücke davon, teils mit Korn vermischt, den Pferden gegeben, welche den Pflug zogen, teils den Ackerknechten,

¹⁾ Die Bedeutung des Wortes ist nicht sicher. Nach Grimm (*Mythologie* 1178) und Simrock (*Mythologie* 601) bedeutet es Leichengesänge, nach Eckhart, einem Würzburger Geschichtsforscher des vorigen Jahrhunderts, Toten-Essen; *as* (essen, aß) heißt im Altdutschen Speise; Eckhart (*Commentarii de rebus Franciae orientalis* t. I, p. 408) folgt Binterim, (*Denkwürdigkeiten* II, p. 543).

in der Meinung, sich dadurch eine gute Ernte zu sichern. Um diese unreinen Festlichkeiten zu verdrängen, wurden mit christlichen Festen freudige Gebräuche verbunden, z. B. mit dem Feste des hl. Thomas und den Festtagen der Weihnachtszeit, und vielleicht sind die Fastnachtstage noch ein Überbleibsel jener unreinen, heidnischen Feste. ¹⁾

4. De casulis, id est fanis.

Von den Häuschen oder Gözenthütten.

Auf dem Lande bauten sich Familien und Gemeinden kleine Hütten von Baumzweigen oder auch aus Steinen, um darin Altäre mit Gözenbildern aufzustellen und Opfermahlzeiten zu halten, während die öffentliche Verehrung der Götter in den Hainen und Tempeln stattfand. Diese Hütten galten den alten Deutschen als so heilig, daß sie nicht einmal von den benachbarten Bäumen und Zweigen Blätter abrissen. Um den Aberglauben zu vernichten, wurden sie vielfach in christliche Kapellen verwandelt.

5. De sacrilegiis in ecclesiis.

Von den Verunehrungen der Kirchen.

Bei den alten Deutschen wurden, wie überhaupt bei den heidnischen Völkern, in den Tempeln sinnliche, wollüstige Tänze aufgeführt und unzüchtige Lieder gesungen. Daran schlossen sich unsittliche Spiele und große Gelage. Auch wurden in den Tempeln Verträge abgeschlossen und über Streitigkeiten verhandelt, wobei es oft zu Thätlichkeiten kam. Solche unheilige Dinge wollte man nicht selten sogar in den christlichen Kirchen vornehmen. Auch sonst suchte man noch heidnische Gebräuche in oder bei den Kirchen zu vollführen; man wollte z. B. den

¹⁾ Eine Göttin Sporkel kommt in der deutschen Mythologie nicht vor. Fastnacht ist plattdeutsch Faslobend, niederdeutsch Fastelabend, entstanden aus Abend und faseln, Unsinn treiben, weil die bei den Heiden üblichen Boffen und Spiele wüßt und ausgelassen waren. Da diese auf die Tage vor der Fastenzeit verlegt wurden und nach germanischer Sitte die Nacht zum folgenden Tage gezogen wurde, so legte man Fastnacht die Bedeutung von Vorabend der Fastenzeit bei, ähnlich wie bei Christnacht, Sonnabend. Der Februar hieß in alter Zeit auch Hornung, eine vielgedeutete Benennung, entweder weil die Hörner der Hirsche in diesem Monate zu wachsen beginnen, oder weil der Januar als großer Horn, der Februar als dessen Sohn und daher als kleiner Horn gedacht wurde, oder weil bei den Gelagen dieses Monats ganz besonders die Trinkhörner geleert wurden, oder weil in diesem Monate unsfätige Spiele stattfanden; horn heißt in alten deutschen Dialekten Schmutz, Unkeuschheit, Hurerei; nach dieser Ansicht wäre also Hornung gleichbedeutend mit Sporkelmonat.

Heiligen an ihren Festtagen bei der Kirche Tieropfer darbringen, und nach der Darbringung der heiligen Messe schlug man vor dem Altar das Meßbuch oder die Bibel auf, um aus der aufgeschlagenen Stelle Dunkles oder Geheimnisvolles zu deuten. Noch Karl der Große mußte strenge Verordnungen gegen solche Verunehrungen der Kirchen erlassen.

6. De sacris silvarum, quae nimidas vocant.

Von den Heiligtümern in den Wäldern, den sogenannten Nimiden.¹⁾

Weil die alten Deutschen die Kräfte der Natur sich als lebendige Personen vorstellten und vergötterten, so setzten sie auch zu den einzelnen Göttern bestimmte Pflanzen und Tiere in Beziehung, so z. B. waren alte, mächtige Eichen dem Donnergotte Donar geweiht und wurden hochverehrt. In ihrem Schatten opferten sie den Göttern Tiere und Menschen und besprengten den Baum und alle Teilnehmer des Opfers mit dem Opferblute. Besonders wurde alle neun Jahre ein großes Fest gefeiert, wobei 99 Menschen, 99 Hunde, 99 Hähne und 99 Habichte geopfert wurden. Die Zahl 9 kommt auch sonst in den deutschen Göttersagen vor. Als Freyr, der Gott der Fruchtbarkeit und des Ehesegens, in Liebe zur schönen Riesen-tochter Gerdur entbrannte und um sie warb, versprach sie, nach neun Tagen zu ihm zu kommen und sich mit ihm zu vermählen. Vielleicht war diese Sage Veranlassung zu Opfern, welche dem Gotte dargebracht wurden und bei denen die Zahl 9 eine Rolle spielte; dem Freyr wurden vorzugsweise Eber geopfert. Die Köpfe der Opfer hingen die alten Deutschen an den Zweigen der Bäume im Haine auf und hielten diesen für so unverletzlich, daß sie kein Blatt darin abpflückten. Als heilig galt den alten Deutschen in den Wäldern auch die Mistel (*Viscum album*), eine immergrüne, 1—2 Fuß hohe Schmarotzerpflanze, die in den Kronen der Bäume wächst und daher göttlichen Ursprung zu haben schien. Ihre erbsengroßen, weißen Beeren wurden vom Oberpriester in weißem Gewande mit goldenem Messer

¹⁾ Das Wort Nimidas wird verschieden erklärt. Nach Eckhart ist es aus *nium* und *das* zusammengesetzt und bedeutet neun Häupter, weil öfter neun Tiere oder Menschen geopfert und ihre Häupter in dem Haine aufgehängt wurden. Grimm (*Mythologie* II, 614) versteht darunter überhaupt Opfer und leitet es von *nehmen*, *abgenommen*, den Göttern dargebracht, her. Andere beziehen das Wort auf das Abnehmen der Mistel. Nach dem *Satzbau* bezieht sich *nimidas* auf *sacra* und bezeichnet daher im Walde befindliche Heiligtümer oder im Walde dargebrachte Opfer oder abgegrenzte Orte eines Waldes.

feierlich geschnitten und zur Bereitung eines Zaubertrankes gegen vielfache Übel verwendet. Zur Verdrängung dieser heidnischen Heiligtümer erbaute man gern in den Wäldern unter den dichten Kronen hoher Bäume christliche Heiligtümer.

7. De his, quae faciunt super petras.

Von den Gebräuchen auf den Felsen.

Die Felsen wurden von den alten Deutschen gern zu Opferstätten benutzt und für heilig gehalten; sie glaubten, daß die Götter in ihnen wohnten, zündeten in der Nacht dabei Licht an und schrieben ihnen die Kraft zu, auf Anfragen über zukünftige Dinge Antwort zu geben. Als solche hoch verehrte Stätten werden z. B. bezeichnet die Externsteine im Lippischen und die Heidenpfosten nicht weit von Marsberg an der Diemel, der alten Chresburg.¹⁾

8. De sacris Mercurii vel Jovis.

Von den Opfern Merkurs oder Jupiters.

Unter Jupiter ist der über Regen und Wolken, Blitz und Donner gebietende Gott Donar zu verstehen, und unter Merkur der weltlenkende Wodan, von einzelnen Stämmen auch Odin genannt; jenem war der Donnerstag, diesem der Mittwoch heilig, daher noch jetzt in einzelnen Gegenden Woenstag genannt. Die Heiligtümer der beiden hochverehrten Götter lagen gewöhnlich in der Nähe; vielfache Opfer wurden ihnen dargebracht, selbst Menschenopfer. Die Verehrung dieser Nationalgötter war so alt und tief eingewurzelt, daß selbst christliche Priester dem Drängen des Volkes nachgaben und sich an den Opfern beteiligten.

9. De sacrificio, quod fit alicui sanctorum.

Von dem Opfer, welches einem Heiligen dargebracht wird.

An eine große Zahl von Göttern gewöhnt, wollten die neubefehrten Deutschen die Heiligen an die Stelle der Götter setzen und bei den christlichen Kirchen auch ihnen Opfer darbringen, was allein Gott zu thun erlaubt ist; die Opfer geschahen dann wohl obendrein noch nach heidnischer Weise.

¹⁾ Grimm (Geschichte der deutschen Sprache, 657) leitet den Namen der Externsteine, welcher in alten Urkunden auch Eggesternsteine geschrieben wird, von *egestern*, *vorgestern*, her und giebt ihm die Bedeutung „uralte Steine“. Andere Forscher bringen den Namen mit *Egge* in Verbindung, dem Gebirgszuge, in welchem die Steine liegen; andere mit *Elstern*, wieder andere mit *exterus*, auswärtig, weil sie außerhalb des Paderborner Landes liegen.

10. De phylacteriis et ligaturis.

Von den Zetteln und Bändern.

Täfelchen von Metall, Holz, Schiefer und Pergament wurden mit Runen beschrieben oder mit den Bildern der Götter bemalt und um den Hals gehängt, um vor Krankheit und Unglücksfällen beschützt zu werden. Auch Donnerkeile (hammerförmige Steine) als Sinnbilder des Donnergottes wurden getragen oder mit den Toten ins Grab gelegt. An die Balken des Hauses band man Kräuter zum Schutze gegen feindliche Gottheiten. Auch machte man Binden von Zeug und Kräutern und band sie unter Abbetung bestimmter Formeln um Arme und Beine, in dem Wahne, daß sie Wunden heilten, vor Zauberei beschützten oder gar Zauberkraft mitteilten. In Rom, wo dieser Aberglaube sich ebenfalls gezeigt hatte, schritten die Päpste dagegen ein. Um all den Aberglauben mit Erfolg zu verdrängen, wurde den Gläubigen empfohlen, Kreuze oder Reliquien der Heiligen oder ihre Bilder zu tragen, damit sie von Gott auf die Fürbitte der Heiligen vor allem Übel beschützt würden.

11. De fontibus sacrificiorum.

Von den Opferbrunnen.

Die alten Deutschen hielten die Quellen für besonders heilig und brachten gern in ihrer Nähe Opfer dar; einzelnen Brunnen (Mineralbrunnen) schrieben sie eine göttliche Kraft zu und feierten bei ihnen Hochzeiten und andere Festlichkeiten. Um den Aberglauben zu verdrängen, errichtete man dort oft christliche Heiligtümer.

12. De incantationibus.

Von den Zaubersprüchen.

Man schrieb einzelnen Personen, besonders alten Weibern, die Kraft zu, durch Zaubersprüche wunderbare Dinge zum Schaden wie zum Nutzen nach Belieben zu vollbringen, z. B. den Körper gegen scharfe Waffen, Feuer und Eisen unverwundbar zu machen, dem Biere eine geheime, die Sinne täuschende Kraft zu verleihen, ein Pferd im Laufe aufzuhalten, das Blut zu stillen. Ja, man schrieb sogar einzelnen Zaubern die Kraft zu, den Verstand der Menschen zu bethören, ihre Gestalt zu einer Mißgestalt zu machen, ihnen das Herz aus der Brust zu nehmen und Stroh oder Holz an dessen Stelle zu thun. Man gab daher solchen Zaubern große Geschenke, um sich

vor ihren schädlichen Einflüssen zu schützen. Die Zauberkraft schrieb man besonders den Weibern zu, weil sie mehr unter dem Einflusse der Götter ständen als die Männer; dann auch haben die Weiber eine größere Einbildungskraft, sind im Lieben und Hassen viel leidenschaftlicher und richten ihr Sinnen bei der Schwachheit und Verschlagenheit ihres Geschlechtes leichter auf geheime Künste.

13. De auguriis vel avium vel equorum vel bovom
stercore vel sternutatione.

Von dem Wahrsagen aus den Vögeln oder den Pferden oder dem Miste
der Däsen oder dem Niesen.

Die Tiere, welche kraft des ihnen von Gott anerschaffenen Instinktes bei manchen Thätigkeiten eine gewisse Sicherheit an den Tag legen, schienen den heidnischen Völkern unter dem Einflusse der Götter zu stehen, sodaß aus ihrem Verhalten der Wille der Götter erschlossen werden könnte; ganz besonders glaubte man das von den Vögeln, weil sie als Bewohner der Lüfte den Göttern näher wären; man glaubte sogar, daß Götter und Abgestorbene die Gestalt der Vögel annähmen oder sich ihrer als Boten bedienten, um den Menschen ihren Willen kundzutun. So schlichteten schon Romulus und Remus ihren Streit über die Benennung der neuen Stadt dahin, daß der sie benennen solle, wem zuerst Geier erschienen. Überhaupt beobachteten die Römer bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten den Flug der Vögel, um zu sehen, ob sie bestimmte Handlungen vornehmen sollten oder nicht. Die Germanen hielten besonders den Raben für einen die Zukunft vorausverkündenden Vogel, welcher ja auch den Wodan begleitete und ihm die Kunde aller Ereignisse zutrug. Erschien daher der Rabe bei Darbringung eines Opfers, so war es angenehm; flog er von der linken zur rechten Seite des Reisenden, so bedeutete das Unglück; setzte er sich auf ein Haus, worin ein Kranker lag, so bedeutete das dessen Tod; flogen zwei Rabenschwärme gegeneinander, so bedeutete es Krieg. Die Elster kündigte Unglück, Adler und Schwalbe Glück, eine schreiende Nachttaube den Tod an. Ebenso galt auch der Kuckuck als ein die Zukunft vorausverkündender Vogel; der Raseu hatte segnende Kraft, auf dem man den wiederkehrenden Kuckuck zuerst rufen hörte; durch sein Rufen sagte er die Zahl der Lebensjahre voraus; doch stand er auch unter dem Einflusse feindlicher Götter und wurde bei Verwünschungen angerufen. Das Pferd stand in besonderem

Ansehen, wurde doch schon im Altertume Darius zum Perserkönig erwählt, weil sein Pferd zuerst wieherte; wie bei den slavischen Völkern, so galt es auch bei den Deutschen als ein günstiges Vorzeichen, wenn ein in den Vorhof des Tempels geführtes Pferd zuerst mit dem rechten Fuße über die dort niedergelegte Pfahlspeize trat. Den Germanen galten besonders die weißen Pferde als heilig; sie wurden in den heiligen Hainen ernährt und durften zu keiner gewöhnlichen Arbeit gebraucht werden; sie allein zogen den heiligen Wagen der Göttin, welchen Priester und Fürsten begleiteten und das Wiehern und Niesen der Pferde beobachteten; das Wiehern bedeutete Glück, besonders vor der Schlacht den Sieg, das Niesen galt bald als Zeichen der Bestätigung, bald als üble Vorbedeutung. Weil man die Pferde oft am Morgen mit Schweiß und Kot bedeckt fand, so glaubte man, sie seien in der Nacht von den Göttern benutzt worden. Auch legte man neun Stangen in geringer Entfernung auf die Erde und führte ein prachtvoll geschmücktes Pferd darüber; blieben die Stangen geordnet liegen, so galt das als ein gutes Vorzeichen für das Unternehmen. Wenn bei dem Ausdreschen der Frucht die Ochsen Kot auf die Tenne fallen ließen, so bedeutete es Unglück. Wenn zwei Ochsen bei dem Anspannen ihren Kot gleichzeitig fallen ließen, so bedeutete es Glück zum Unternehmen. Ochsen standen überhaupt bei den Deutschen in hohem Ansehen; zwei Ochsen zogen bei den Franken den Wagen des Königs, der nach dem Volksglauben den Göttern entsprossen war.

14. De divinis vel sortilegis.

Von den Zeichen oder Losdeutern.

Aus manchen Vorkommnissen des gewöhnlichen Lebens glaubten die alten Germanen die Zukunft erschließen zu können; begegneten sie einem Hasen, einem Schweine, einer alten Frau, einer Frau mit fliegenden Haaren, einer Jungfrau, einem Priester, einem Bettler, einem Höckrigen oder Hinkenden, so bedeutete das Unglück; begegneten sie einem Schafe, einer sittenlosen Dirne, einem kleinen Kinde, so bedeutete das Glück; ferner hing nach ihrer Meinung Glück oder Unglück davon ab, ob man mit dem rechten oder linken Fuß aus dem Hause oder Bette träte. Auch führten die alten Deutschen absichtlich Zeichen herbei, um daraus die Zukunft zu erschließen. Bei wichtigen Unternehmungen suchten sie die Zukunft auf folgende Weise zu erforschen; sie machten aus dem Zweige eines fruchtbaren Baumes (Eiche oder Buche) kleine

Stäbchen, ritzten in dieselben bestimmte Zeichen und streuten sie durcheinander auf ein weißes Tuch. Betend und zum Himmel aufblickend, hob bei öffentlichen Angelegenheiten der Priester, bei privaten Angelegenheiten der Hausvater, drei Stäbchen auf und deutete die eingeschnittenen Zeichen. Waren sie günstig, so wurde die Sache begonnen; waren sie ungünstig, so unterblieb sie. Auch das Wahrsagen durch Lose, Karten und Goldruten scheint bei den Deutschen vorgekommen zu sein. Man suchte selbst den Verbrecher durch das Ziehen von Losen festzustellen.

15. De igne fricato de ligno, id est nodfyr.

Von dem aus Holz geriebenen Feuer, dem Nodfyr.¹⁾

Durch Reiben zweier trockener Hölzer, durch Drehen getrockneten Holzes im gebohrten Loch eines Eichenpfahles oder durch das Reiben eines Haarseils um zwei trockene Holzpfähle, wobei strenges Stillschweigen zu beobachten war, brachte man Feuer hervor, welches dann durch andere trockene Stoffe, Berg, Heede, Stroh, vermehrt wurde. Solche Feuer erzeugte man an den Festen der Götter, dann auch, um das Feuer zu reinigen, wenn dieses wohlthätige Element entweiht war, was z. B. durch Verbrennen einer Leiche geschah. Das durch Reiben neu erzeugte Feuer galt nämlich für heiliger und ehrwürdiger als das auf dem Herde brennende, durch menschlichen Gebrauch schon entweihte Feuer, welches daher vor Erzeugung des Notfeuers im ganzen Dorfe ausgelöscht wurde. Solche heilige Feuer wurden regelmäßig im Frühlinge, wo die Sonne von neuem ihre er-

¹⁾ Der Name Nodfyr erklärt sich daraus, daß das Feuer meistens in Bedrängnis und Not gemacht wurde, oder daß es auf gewaltfame Weise durch Drehen und Reiben hervorgehört und der Funken gleichsam herausgenötigt wurde. In dem Kanton Appenzell, dessen Bewohner auf ihrem abgeschlossenen Berglande manches Ursprüngliche bewahrt haben, giebt es ein Kinderspiel, wobei ein Seil auf einem trockenen Holze so lange gerieben wird, bis es Feuer fängt. Das Spiel heißt: „de Tüfelhale“. Übrigens ist die Schreibweise nodfyr angelsächsisch. Not heißt althochdeutsch nôt, altsächsisch nōd; Feuer heißt althochdeutsch fur oder fuir, angelsächsisch fyr. Die Schreibweise Niedfyr, welche sich in alten codices findet, nähert sich noch mehr dem Angelsächsischen; Not heißt im Angelsächsischen nyd, im Englischen need (Nied gesprochen). Da Bonifatius und seine Genossen aus England stammten, so kamen leicht angelsächsische Laute in die deutsche Sprache. Durch das Wort Not sind übrigens viele Zusammensetzungen gebildet, z. B. Notdurft, Notwehr, Notkirche u. a. Bei der Schreibweise Niedfyr erinnert Nied noch an Niet, Pfloß, Nagel, der in einem Loch gedreht wird, bis durch die beständige Drehung ein Funken entsteht. Unter Nietfeuer versteht man jetzt ein Feuer, bei welchem das Nieten von Metallplatten geschieht.

wärmenden und leuchtenden Strahlen auf den Erdboden sendet, und im Hochsommer, wo sie am heißesten scheint, zu Ehren der Lichtgötter angezündet und besaßen eine ganz besondere Kraft. Tiere und Menschen, welche über diese Feuer sprangen oder durch dieselben liefen, blieben vor Krankheit und Unglück bewahrt. Wer den Rauch davon im Kleide auffing, bekam keine fieberhafte Krankheit. Auch warf man Pferdeköpfe in dieses Feuer, um dadurch etwaige Zauberinnen der Umgegend zu zwingen, bei dem Feuer zu erscheinen. Die Asche des Feuers streute man auf Wiesen und Acker, damit sie vor Ungeziefer bewahrt blieben und viele Frucht brächten. Ein Brand von dem Holzhaufen wurde im Wasser gelöscht und in die Krippe gelegt, um Gesundheit des Viehes zu bewirken. Wenn der Rauch des Feuers an die Obstbäume geweht wurde, so wurden sie davon sehr fruchtbar. Ein Mädchen, welches im Festkleide neun Feuern bewohnte, bekam bald einen Mann. Die Verehrung der Götter durch Feuer war übrigens bei vielen Völkern in Übung; auch Griechen und Römer unterhielten heiliges Feuer zu Ehren der Götter. In der griechischen Kirche war das durch Reiben erzeugte Feuer Gegenstand vielfachen Aberglaubens, gegen den Synoden ankämpften. In Deutschland suchten die christlichen Glaubensboten mit dem alten Götterglauben auch die abergläubische Verehrung des Notfeuers abzuschaffen. Um aber diesen tief eingewurzelten Aberglauben wirksam zu bekämpfen, setzte man an die Stelle der heidnischen Gebräuche ähnliche und verband mit diesen eine christliche Idee. So zündete man Ostern Feuer zu Ehren Jesu Christi an, des glorreich Auferstandenen, welcher das Licht der Welt ist; ebenso am 25. Juni zu Ehren des von jeher hochverehrten Johannes Baptist die sogenannten Johannesfeuer. Solche Feuer werden noch jetzt in vielen Gegenden Deutschlands angezündet, wobei sich mitunter noch Reste vom alten Aberglauben erhalten haben, z. B. wer darüber spränge, bliebe vor Unglück bewahrt oder machte eine gute Heirat.¹⁾ In alter Zeit wurden solche Feuer oft mit großer Feierlichkeit veranstaltet, vom Priester angezündet und das Element des Feuers gesegnet, damit es dem Menschen zum Heile sei. Auch bildete sich die Sitte, bei dem Feuer christliche Lieder zu singen und feierliche Umgänge zu veranstalten. Wir sehen hierin das Bestreben der Glaubensboten, den heid-

¹⁾ Auch in Frankreich ist dieser Aberglaube noch; z. B. in Poitou macht das Volk noch jetzt auf Johanni Feuer und springt durch dieselben, um vor Krankheiten bewahrt zu bleiben.

nischen Aberglauben auszurotten, aber zugleich auch christliche Gebräuche an dessen Stelle zu setzen und das am Sinnfälligen haftende Volk zum Geiste des Christentums emporzuheben. Uebrigens war eine Feuerweihe von jeher in der Kirche in Übung, nämlich am Karfreitag, wo außerhalb der Kirche neues Feuer hervorgebracht und gesegnet wird (*novus ignis e silice excutitur*); an diesem gesegneten, noch zu keinem irdischen Zwecke gebrauchten Feuer wird für das ganze Jahr das ewige Licht vor dem Allerheiligsten angezündet. Zur Verdrängung des heidnischen Aberglaubens wurde es vielfach Sitte, von diesem von der Kirche geweihten und gesegneten Feuer am Karfreitag ein Holzstück mit nach Hause zu nehmen und zum Schutze gegen Feuersbrunst aufzubewahren.

16. De cerebro animalium.

Von dem Gehirne der Tiere.

Die Köpfe der Tiere, namentlich der Ziegen und Pferde, hielten die Germanen besonders für heilig und opferten sie mit Vorliebe ihren Göttern. Dabei tanzten sie um die Köpfe herum und sangen schändliche Lieder, ihr Haupt vor dem Kopfe verneigend. Auch schworen sie unter Anrufung der Götter auf den Kopf des Tieres und weissagten aus der Beschaffenheit seines Gehirns.

17. De observatione pagana in foco vel in inchoatione rei alicuius.

Von der heidnischen Beobachtung am Herde oder bei dem Beginne eines Unternehmens.

Manche Erscheinungen des täglichen Lebens galten den Germanen für das Gelingen einer Sache als günstig, andere als ungünstig. Ob der Rauch grade oder schief emporstieg, ob das Feuer knisterte oder nicht, war ein Zeichen für das Gelingen, resp. Mißlingen einer Sache. Bestimmte Tage galten bei Unternehmungen als günstig, andere als ungünstig. Dem Monde schrieb man eine unberechtigte Einwirkung auf die menschlichen Dinge zu, besonders die Saaten. In dem Augenblicke, wo die Neuvermählten das Haus betraten, zerschmetterte eine Magd einen Topf, wodurch das eheliche Glück befördert werden sollte. Bis in die neueste Zeit war es in manchen Gegenden Sitte, den aus der Kirche zurückkehrenden Hochzeitsgästen einen kleinen Trank zu reichen und dann das Glas zu zerschmettern, damit der Mann kein Trunkenbold würde. Das Begegnen von

Wölfen, Pferden, Hirschen, Rindern, Ebern und Bären brachte Glück, das Begegnen von Ziegen, Eseln, Füchsen, Hunden und Katzen, Unglück. Das Erscheinen eines Schwanes bedeutete glückliche Fahrt.

18. De incertis locis, quae colunt pro sanctis.

Von den unsichern, für heilig gehaltenen Orten.

Die Germanen dachten sich die Natur mit niedern Göttheiten bevölkert, welche Seen, Quellen, Haine, Felsen und Bäume bewohnten und den Menschen bald gewogen, bald feindlich waren. Es gab daher manche heilige Stätte, welche man gar nicht kannte. Wer über solche Stätten ging und sie dadurch verunehrte, wurde von den Göttern bestraft, indem er ein Bein zerbrach, plötzlich tot niedersank, von einem giftigen Tiere gebissen wurde u. s. w. Solche Stätten hießen Unstätten. Es war das eine Verzerrung der christlichen Lehre, daß die bösen Geister uns vielfach nachstellen.

19. De petendo, quod boni vocant sanctae Mariae.

Diese Worte sind uns unverständlich. Zur Erklärung derselben ist statt petendo Betenstroh, d. i. Bettstroh, vorgeschlagen, danach hieße es: Über der Mutter Gottes Bettstroh, wie es die Guten nennen, und bezöge sich auf die abergläubische Verehrung der Pflanzen.¹⁾ In der That war nach der Ansicht unserer heidnischen Vorfahren eine sehr große Anzahl von Pflanzen den Göttern geweiht und besaß eine geheimnisvolle Kraft, wenn sie unter bestimmten Ceremonien, z. B. am frühen Morgen, ungewaschen, stillschweigend, mit glühendem Eisen zu gewissen Zeiten gepflückt wurden. Das Donnerkraut, auch Eberkraut genannt (*Carlina vulgaris*), der Mauerpfeffer (*Sedum acre*), der Hauswurz (*Sempervivum tectorum*), die unangenehm riechende, giftige Osterluzei (*Aristolochia clematitis*), der stark duftende, ein heilendes Del enthaltende Dost (*origanum*), waren dem Donnergotte geweiht und wurden daher zum Schutze gegen den Blitz auf die Dächer der Häuser gepflanzt. Der Atlant (*Inula*) war dem Wodan heilig; wer auf Atlant schlief, konnte nicht behext werden. Dem Gotte Balder, welcher ein Bild der Güte und männlichen Schönheit, sowie der Gott des Friedens und der Beredsamkeit war, war der Baldrian (*Valeriana*

¹⁾ Echhart, *Francia orientalis* XXIII, 42. Obgleich in petendo nur schwer Bettstroh zu erkennen ist, so ist doch Echhartz Vorschlag noch durch keinen bessern ersetzt. Bett heißt althochdeutsch beti, Stroh stro.

officinalis) heilig, eine der wichtigsten Arzneipflanzen; sie hieß daher auch Balders Augenbrauen; ebenso war ihm die Kamille heilig; beide Pflanzen dienten zum Schutze gegen feindliche Götter. Der duftende Steinklee (*Melilotus*) war der lichtbringenden Ostara geweiht; der gelbblumige, aromatische Rainfarn (*Chrysanthemum*) der Freya. Außerdem werden noch oft in der Götterlehre genannt: der strauchartige Beifuß (*Artemisia vulgaris*), der bittere Wermut (*Artemisia absinthium*), die Schafgarbe (*Achillea millefolium*), die Bertramgarbe (*Achillea ptarmica*), Tausendgüldenkraut (*Erythraea centaurium*), der Wiesenknopf (*Sanguisorba*), die Minze (*Mentha*), die würzhafte Salvei (*Salvia* von *salvus* gesund), der Wasserdost (*Eupatorium cannabinum*), die Königskerze (*Verbascum*), Weidenröschen (*Epilobium*), Hexenkraut (*Circaea lutetiana*), Benedikte (*Centaurea benedicta*) u. a. Von dem Teufelsabbiß (*Succisa arvensis*) glaubte man, ein böses Wesen habe von der Wurzel ein Stück abgebissen, weil es dem Menschen die Heilkraft mißgönnte. Hartheu (*Hypericum perforatum*) galt als Schutzmittel gegen Hexen und böse Geister. Natürlich eiferten die christlichen Glaubensboten gegen diesen abergläubischen Gebrauch der Pflanzen, welcher übrigens von dem tiefen Naturgefühl unserer Vorfahren zeugt. Dieser Aberglauben konnte aber nur dann mit Erfolg ausgerottet werden, wenn dem an sichtbaren Dingen haftenden Volke etwas anderes geboten und zum christlichen Glauben in Beziehung gesetzt wurde. Weil nun um die Zeit, in der jene Kräuter gepflückt wurden, das Fest Mariä Himmelfahrt gefeiert wurde, so wurden diese Kräuter in ein Bündel zusammengebunden und von den Priestern unter Anrufung der Mutter Gottes geweiht. Auch wurden nach und nach noch andere Kräuter, Früchte und Getreide hinzugefügt. So ist es erklärlich, daß diese Weihe der Kräuter sich nur in Deutschland findet und hier Mariä Himmelfahrt auch Kräuterweihe heißt; ebenso erklären sich aus dem Ursprunge der Kräuterweihe auch Zweck und Bedeutung. Bei der Kräuterweihe betet nämlich die Kirche, Gott, der Schöpfer aller Dinge, welcher auch die Kräuter zum Nutzen der Tiere und Menschen erschaffen habe, möge diese Kräuter segnen, damit sie Menschen und Tieren zum Heile sein; er möge von denen, welche sie andächtig gebrauchen, alles Übel fern halten und ihnen Gesundheit des Leibes und der Seele geben. Durch das Gebet der Kirche werden daher diese Kräuter ein Heilmittel für Tiere und Menschen, und daraus erklärt sich der vielfache Gebrauch der Kräuter;

z. B., man bewahrt sie als Schutzmittel vor Feuersgefahr auf und streut bei Krankheiten Teile davon unter das Futter des Viehes. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß Gott durch die von der Kirche gesegneten Sachen, wie z. B. auch durch das Weihwasser, den Gläubigen zeitliche und ewige Gnaden zuwendet. Der heidnische Aberglaube war ein unvernünftiger, weil die Pflanzen die ihnen zugeschriebene Kraft weder durch sich selbst, noch durch die nichtigen Götter haben konnten. Wer ihnen aber eine durch das Gebet der Kirche innemohnende, besondere Kraft zuschreibt und sie vertrauend auf die Allmacht Gottes gebraucht, der handelt vernünftig. Entsprechend dem tiefen Naturgefühl des Deutschen rankte sich um einzelne dieser Kräuter bald die christliche Legende. Labkraut (Galium) und Thymian (Thymus), zwei wohlriechende Kräuter, die vermutlich früher der Göttin Freya geweiht waren, hatten der Mutter Gottes zur Bereitung des Lagers für das Jesuskind gedient und hießen daher Unserer Lieben Frau Bettstroh. Gartheu (Hypericum) wurde bei dem Kreuzestode Christi mit seinem Blute besprengt und empfand teilnahmsvoll die Schmerzen Jesu Christi mit; es bekam daher durchscheinend-punktierte Blätter und hieß Johanneskraut, weil es um Johanni blüht. Das schneeweiße Bellis wurde Marienblümchen zu Ehren Mariens genannt.

20. De feriis, quae faciunt Jovi vel Mercurio.

Von den Festtagen zu Ehren Jupiters und Merkurs.

Bei den heidnischen Römern und Deutschen wurden die Wochentage nach den Gottheiten benannt. Da dieser Gebrauch für Christen sinnlos und unstatthaft war, so kämpfte die Kirche dagegen an. Es wird daher angenommen, daß durch die obigen Worte die Priester angewiesen werden sollten, das Volk anzuhalten, sich jener Benennungen nicht mehr zu bedienen. Allein da nur von zwei Göttern die Rede ist und alle Wochentage nach Göttern benannt wurden, ein Gebrauch, der sich bis in die Gegenwart erhalten hat, so liegt wohl die Annahme näher, daß bestimmte, an zwei Wochentagen zu Ehren dieser beiden Götter veranstaltete Festlichkeiten verboten wurden. Bei diesen Festlichkeiten fanden zu Ehren der Götter Trinkgelage statt, wobei die Becher emporgehoben und unter Anrufung der Götter geleert wurden. Auch berichtet uns der römische Geschichtschreiber Tacitus, daß die Germanen an bestimmten Tagen dem Jupiter Menschenopfer darzubringen für recht hielten. Unter Jupiter und Merkur sind der Donnergott Donar und der Alt-

vater Wodan zu verstehen, denen Donnerstag und Mittwoch geweiht waren.

21. De lunae defectione, quod dicunt „vince luna“.

Von dem Abnehmen des Mondes, welches sie „Siege, Mond!“ nennen.

Die alten Deutschen verehrten wie die Sonne so auch den Mond sehr hoch, hielten beide für göttliche Wesen, berechneten nach dem Laufe des Mondes das Jahr und widmeten ihm den zweiten Tag der Woche. Sie dachten, der Mond eile als ein lebendes Wesen am Himmel dahin und werde zur Zeit seines Abnehmens, besonders aber bei einer Verfinsternung, von einem feindlichen Wesen, einem Drachen oder Wolfe, verfolgt und verschlungen oder höre aus Furcht zu leuchten auf. Eine Verfinsternung des Mondes erschien als Vorbedeutung des Weltunterganges; sie erhoben daher zu solcher Zeit ein großes Geschrei, um das Ungeheuer zu verscheuchen, und riefen dem Monde ermutigend zu: „Siege, Mond!“. Dieser Aberglauben, welcher sich in China noch bis auf den heutigen Tag finden soll, war bei den Germanen wegen ihrer mangelhaften Kenntnisse über die Himmelskörper weit verbreitet und tief eingewurzelt. Die Konzilien bestrafte diesen Aberglauben mit schweren Kirchenbußen, und noch Rhabanus Maurus, Abt von Fulda und später Erzbischof von Mainz, † 856, kämpft in einer uns noch erhaltenen Predigt gegen diesen Aberglauben, den er als einen unvernünftigen und thörichten lächerlich macht.

22. De tempestatibus et cornibus et cocleis.

Von den Gewittern, den Hörnern und den Löffeln.

Die alten Deutschen, wie überhaupt die heidnischen Völker, schrieben Hexen die Kraft zu, das Wetter zu machen, nämlich Gewitter, Stürme und Hagelschlag hervorzurufen und dadurch den Menschen großen Schaden zuzufügen. Zu dem Zwecke stellten die Hexen einen Kessel voll Wasser auf den brennenden Herd und rührten es unter Zauberformeln mit einem Löffel um, oder sie peitschten das Wasser eines Sees mit Ruten, bis sich Wolken aus dem See bildeten, in denen sie emporstiegen, um Sturm und Hagel dorthin zu lenken, wo sie schaden wollten, oder sie füllten einen Sack mit Wind, den sie zur bestimmten Zeit mit den Worten losließen: „In des Teufels Namen“; alsdann brach das verheerendste Unwetter los. Andern Zauberern schrieben die Deutschen die Kraft zu, solche schädliche Wetter abzuhalten, und gaben ihnen deshalb reichliche Geschenke. Gutes

Wetter vermeinten sie zu erhalten, wenn sie einen roten Hahn schlachteten und auf einen Baumgipfel hingen; das war der Wetterhahn. Die roten Hähne waren nämlich dem Donar geweiht, der über Blitz und Donner, Wind und Wetter gebot. Dem Hahne schrieben die alten Deutschen auch die Kraft zu, am frühen Morgen durch sein Krähen die bösen Geister zu verscheuchen. Um diesen Aberglauben wirksam zu verdrängen, setzte man in christlichen Zeiten einen Hahn auf den Kirchturm und machte ihn zum Sinnbild der Wachsamkeit; er soll die Christen ermahnen, wachsam alle Gelegenheit zur Sünde zu meiden und sich früh am Morgen zum Gebete zu erheben. Auch mehreren Heiligen gab man als Symbol einen Hahn, so Petrus als Sinnbild seiner Befehung und Vitus als Sinnbild seiner Wachsamkeit. Bei den Trinkgelagen bedienten sich die alten Deutschen mächtiger Ochsenhörner, welche bei den Reichen mit Gold und Silber verziert waren, und riefen vor dem Trunke die Götter an. In den Hörnern brachten sie auch den Göttern bei feierlichen Verträgen Trankopfer dar, welche sie theils ausgossen theils tranken, und stellten dadurch die Verträge unter den Schutz der Götter; auch besiegelten sie Verträge durch einen Trunk aus dem Horne; daher trinkt man noch jetzt Brüderschaft und spricht bei Verträgen von einem Weinkaufe. Über die gefüllten Trinkhörner sprach man bestimmte Zauberformeln, um dem Tranke eine gewisse Wirkung zu geben. An hohen Festtagen trank man zu Ehren der Götter aus den Schädeln der erschlagenen Feinde, was als ganz besonders ehrenvoll und heilkräftig galt. Zauberer bereiteten auf geheimnisvolle Weise Zaubertränke und reichten sie in Löffeln, um dadurch wunderbare Wirkungen hervorzubringen, z. B. Liebe, Haß, Schutz gegen Krankheiten und Gefahren. Um diesen vielfachen Aberglauben zu verdrängen, kam in manchen Gegenden die Sitte auf, am 27. Dezember, dem Tage des Jüngers der Liebe, Wein zu segnen und den Gläubigen zu reichen, damit Gott ihnen auf die Fürbitte des hl. Johannes den Geist der wahren Liebe einflößt und sie vor allem Übel des Leibes und der Seele bewahrt.

23. De sulcis circa villas.

Von den Furchen um die Höfe.

Die alten Deutschen, welche gerne auf einzelnen Gehöften wohnten, zogen um diese mit einem Ochsenpfluge unter bestimmten Ceremonien und unter Anrufung der Götter eine

Furche und bepflanzten sie mit gewissen Kräutern und Bäumen, um dadurch Hexen und Zauberer fern zu halten.¹⁾ Zu den Kräutern gehörte besonders das Hexenkraut (*Circaea*). Die Sitte, um die Stelle, wo man sich niederlassen wollte, unter Anrufung der Götter eine Furche zu ziehen, findet sich bei manchen Völkern, so auch bei den Römern.

24. De pagano cursu, quem yrias vocant, scissis pannis vel calceis.

Von dem Laufe der Heiden in zerrissenen Schuhen und Kleidern, dem sogenannten Yrias.

Was unter Yrias zu verstehen ist, läßt sich nicht mehr ausmachen. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache, 545, und Mythologie I, 281) versteht darunter possenhafte Mummereien. Nach Eckhart (Franc. orient. XXIII, 47) besteht Yrias aus *Scy* = Schuh und *rias* = Riß und bedeutet also Schuhriß, was allerdings zu dem Zusatz: zerrissene Schuhe und Kleider paßt, aber sprachlich nicht zu rechtfertigen ist, da im Althochdeutschen Schuh *scuoh* und Riß *riz* heißt. Alte Chronisten erzählen auch von einem Schoduwelopen oder Schuhteufelslaufen, wobei Menschen mit zerrissenen Schuhen unter tollen Possen durch die Straßen liefen. Neuere Sprachforscher wollen statt Yrias *Frijas* lesen. *Frija* (*Frena*) war die Göttin der sinnlichen Liebe; als sie von ihrem Gatten Freyer verlassen wurde, suchte sie ihn in der ganzen Welt, und daher sollen die alten Deutschen an ihren Festtagen religiöse Umzüge mit Götterbildern veranstaltet haben, wobei sie in zerrissenen Schuhen und Kleidern liefen. Diese Umzüge sollten also das Umherirren der ihren treulosen Gemahl suchenden Göttin versinnbilden. Mummereien waren überhaupt bei den alten Deutschen üblich. Männer verkleideten sich in Weiber mit langen Bärten oder in wilde Tiere und führten Possen auf, bei denen die größten Ausschweifungen öffentlich begangen wurden. Daher setzte der hl. Bonifatius auf die Teilnahme an solchen Mummereien eine Kirchenbuße von drei Jahren.

¹⁾ Die Aufgeklärten unserer Zeit schreiben dem Teufel und den mit ihm in Verbindung stehenden Personen einen Pferdefuß zu und bringen den Abdruck eines Hufeisens am Hause an, damit der Teufel bei dem Betreten des Hauses denkt, er sei schon dagewesen, oder es sei ein anderer da, und wieder fortgeht. An den Geldbörsen werden Fischschuppen angebracht, um nicht betrogen (beschuppt) zu werden. Wo eben kein vernünftiges Christentum ist, stellt sich bald der Aberglaube von selber ein.

25. De eo, quod sibi sanctos fingunt quoslibet mortuos.

Davon, daß sie sich alle Toten als Heilige vorstellen.

Nach der Ansicht der heidnischen Deutschen wurden alle ruhmvoll gefallenen Kämpfer in dem Heldenkreise der Walhalla vereinigt; die neubefehrten, christlichen Deutschen versezten im Widerspruch mit der christlichen Lehre von Fegfeuer und Hölle alle Verstorbenen sogleich in den Himmel, errichteten zu ihrer Ehre Bildnisse, ließen vor denselben Lichter brennen und brachten ihnen Opfer dar. Daher erließ die Kirche die Vorschrift, daß nur die von ihr anerkannten Heiligen und zwar an den zum Gottesdienst bestimmten Orten zu verehren seien.

26. De simulacro de consparsa farina.

Von dem Götzenbilde aus Mehlteich.

Die alten Deutschen stellten ihre Götter für die ihnen gewidmeten Festtage in Backwerk aus Mehl dar, welches sie mit Wasser aus heiliger Quelle besprengt hatten; auch buken sie an Festtagen der Götter solche Tiere, die ihnen heilig waren, da sie kunstvolle Götterbilder aus Metall, Holz und Stein in den ältesten Zeiten nicht zu machen verstanden. Mit solchen gebackenen Figuren beschenkten sie sich einander, schrieben ihnen eine gewisse Zauberkrast zu, hielten sie hoch in Ehren und aßen sie mit einer gewissen religiösen Verehrung. Den Christen wurde das Backen solcher Bilder natürlich verboten, aber Erinnerungen an jene heidnische Gewohnheit haben sich noch erhalten. In Westfalen nennt man kleine, runde Brötchen, welche an den Fastnachtstagen gebacken werden, Heidewecken, weil sie um diese Zeit von den Heiden in solcher Form gebacken und genossen wurden, während Gebäck am Tage des hl. Nikolaus Christwecke heißt. Ferner wurde jene Sitte der heidnischen Deutschen die Veranlassung, daß auch die Neubefehrten an besondern Tagen sich Backwerk bereiteten, aber ihm eine andere Bedeutung beilegten wie die Heiden. Diese feierten im Spätherbste unter festlichen Gelagen ein Erntefest zu Ehren des Wodan, wobei sie Gebäck in Form von Hörnern verzehrten; Hörner sind ein uraltes Bild von Macht und Fruchtbarkeit und sollten an den mächtigen Gott erinnern, der ein fruchtbares Jahr verlieh. Etwa um dieselbe Zeit feierten die Christen den Tag des hochverehrten hl. Martin und aßen an diesem Tage die Martins-Hörner und -Gänse. Am Neujahrstage schenkt in vielen Gegenden Westfalens der Pate seinem Patenkinde einen sogenannten Krengel, während die Heiden das Kind beschenkten,

wenn es den ersten Zahn bekam. Im Kanton Appenzell werden am Frühlingssonntage Kuchen in der Gestalt eines Ohres gebacken, daher heißt der Sonntag Ohrli-Sonntag. Zum Osterfeste backt man in manchen Gegenden Hasen, die sogenannten Osterhasen; weil der Hase mit offenen Augen schläft, so ist er dem Christen ein Sinnbild der Auferstehung, bei den Heiden war er Sinnbild der Fruchtbarkeit und daher dem Gotte der Fruchtbarkeit (Freyr) geweiht. Auch die Bräzel sollen ihren Ursprung von einem heidnischen Gebrauche haben.¹⁾

27. De simulacris de pannis factis.

Von den aus Zeug gemachten Götzenbildern.

Nach der abergläubischen Meinung der alten Deutschen wuchs unter dem Galgen eines Diebes, welcher ein reiner Jüngling gewesen war und bei der Hinrichtung Wasser von sich gegeben hatte, die Mraunwurzel (*Atropa mandagora*), ein Strauch mit einer rübenartigen Wurzel, welche man unter abergläubischen Gebräuchen ausgrub, um aus ihr puppenartige Gebilde zu machen, welchen man statt der Haare Hirsekörner einsetzte und schöne, weiße Kleider anzog. Weil man sich in der Wurzel ein verborgenes, geheimnisvoll wirkendes Wesen dachte, so verehrte man die Puppe als göttliches Wesen und bewahrte sie sorgfältig in einem Schreine auf. Sonnabends wurde die Puppe, Mrunne genannt, in Wasser oder Wein gebadet, und bei jeder Mahlzeit wurde ihr ein Teil der Speisen vorgesetzt; sie sollte gegen Hexerei und Krankheit schützen, Zukünftiges oder Geheimnisvolles offenbaren und den Frauen eine glückliche Geburt verleihen. Überhaupt wurden von verschiedenen Göttern solche Bilder zu abergläubischen Zwecken verfertigt. Den Tod stellte man unter einer Puppe aus Stroh und Zeuglappen dar, welche man verbrannte oder in das Wasser warf; alsdann eilte man schnell von dannen, um nicht von ihm verfolgt zu werden, ein Gebrauch, der sich an einigen Orten Frankreichs bis in unser Jahrhundert erhielt. In dem Hause, aus welchem die Puppe fortgetragen wurde, starb in dem Jahre niemand. In

¹⁾ Bräzel wird hergeleitet von brachiale, etwas, was am Arme (brachium) getragen wird, also Armband, oder was die Form des Armes hat. Überhaupt hatte manches Backwerk eine bestimmte Form, z. B. Kipfel, Krapfen, und scheint zu Göttern in Beziehung gesetzt zu sein. — Gänse waren bei den Römern der Juno, bei den Griechen der Proserpina heilig; bezüglich der Germanen läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Nach der Legende verrieten Gänse durch Schnattern den hl. Martin, der sich aus Demut versteckte, um nicht zum Bischofe geweiht zu werden; nach einer andern Version beschützte er einmal Gänse gegen Wölfe.

ähnlicher Weise wurde bei dem Herannahen des Sommers der Winter unter dem Bilde des Todes fortgetragen. Auch opferten Mädchen bei dem Beginne des heiratsfähigen Alters der Freya, der Göttin der Liebe, Gözenbilder, um sich dadurch ihrem Dienste zu weihen. Dieser heidnische Gebrauch, die Götter abzubilden, entsprang aus dem natürlichen Bedürfnis des menschlichen Herzens, die von ihm verehrten Wesen auch sichtbar vor sich zu haben, um sie lebendiger und inniger zu verehren. Die Kirche kommt diesem natürlichen Triebe des menschlichen Herzens durch die Bilderverehrung entgegen. Von Gott, welchem als dem höchsten Herrn allein die Anbetung gebührt, und von den Heiligen, welche als getreue Diener und Freunde Gottes zu verehren sind, werden entsprechend der katholischen Kirchenlehre Bilder gemacht und verehrt, aber diese Verehrung bezieht sich nicht auf den Stoff des Bildes, sondern auf die durch das Bild dargestellten Personen; auch nur diese können den Menschen helfen, nicht die toten Bilder, wie die Heiden meinten.

28. De simulacro, quod per campos portant.

Von dem Gözenbilde, welches sie über die Felder tragen.

Die alten Deutschen unternahmen von Zeit zu Zeit durch die Fluren feierliche Umzüge und trugen dabei die Bilder der Götter, um von ihnen die Fruchtbarkeit der Felder zu erleben. Besonders berühmt war der Umzug der Mutter Hertha, welche als Erdgöttin verehrt wurde. Ihr Wagen, mit einem Tuche bedeckt, stand in einem heiligen Haine. Von Zeit zu Zeit gab die Göttin ihre Anwesenheit in dem Wagen zu erkennen und wurde alsdann im Lande unter Begleitung der Priester umhergefahren. Freude herrschte überall, wohin der Wagen kam, und keine Waffe wurde angerührt, bis der Wagen wieder in den heiligen Hain zurückgeführt war. Solche feierliche Umzüge mußten natürlich nach Ausbreitung des Christentums als unerlaubte verboten werden; aber die Kirche beschränkte sich nicht auf ein bloßes Verbot, sondern setzte etwas Christliches an die Stelle dieser Sitte, die als solche im religiösen Gefühle des Menschen begründet ist. Es wurden Flurumgänge unter Gebet und Gesang mit den Bildnissen der Heiligen veranstaltet und Gott angefleht, den Fluch der Sünde von der Erde hinwegzunehmen, Mizernten und Seuchen fern zu halten und die Felder zu segnen. So sind die jetzt in vielen Gegenden üblichen Feldprozessionen an die Stelle der heidnischen Flurgänge getreten. Das entsprach ganz der Anweisung, welche Papst Gregor

der Große dem hl. Augustin und seinen Genossen in England gab, nämlich die heidnischen Gebräuche durch entsprechende christliche zu verdrängen und so das Volk in den Geist der Kirche einzuführen.

29. De ligneis pedibus vel manibus pagano ritu.

Von den hölzernen Füßen oder Händen nach heidnischem Gebrauche.

Wenn bei den Heiden jemand ein Gebrechen an Händen oder Füßen gehabt hatte und durch die Wirkung der Götter sich geheilt glaubte, so ließ er aus Dankbarkeit eine Hand oder einen Fuß aus Holz oder Metall machen und legte diese Opfergabe in den heiligen Hainen oder Götterhütten nieder. Auch geschah solches, um die Heilung von Gebrechen an jenen Gliedern zu erflehen. Krücken, deren man sich zum Gehen bedient hatte, wurden ebenfalls nach erlangter Heilung den Göttern geopfert. Nach einiger Zeit wurden diese Gegenstände den Geheilten von dem Priester zurückgegeben und an den Grenzwegen aufgestellt, um vor fernern Gebrechen bewahrt zu bleiben. Die christlichen Glaubensboten rotteten natürlich diesen Gebrauch aus und verbrannten die heidnischen Opfergaben, aber andererseits wurzelt tief im menschlichen Herzen das Bedürfnis, Gott den Dank für empfangene Wohlthaten auf sichtbare Weise auszusprechen, und daher lebte jener heidnische Gebrauch im Christentum unter veränderter Bedeutung fort. Wer an einen allmächtigen und allgütigen Gott glaubt, der dem bedrängten Menschen schützend und helfend zur Seite steht, dem wird es nicht zweifelhaft sein, daß Gott in mehr oder minder wunderbarer Weise schmerzliche Gebrechen von dem Menschen auf sein flehentliches Gebet öfters von ihm nimmt, sei es, daß er die natürliche Kraft der Heilmittel erhöht, sei es, daß er unmittelbar in die natürliche Ordnung eingreift. Um ihm seine Dankbarkeit für eine solche Wohlthat in sichtbarer Weise auszudrücken, bildet man jene Glieder, die mit Gebrechen behaftet waren, in Holz, Metall oder Wachs ab und legt diese als Opfergabe in den Kirchen nieder. An jedem Wallfahrtsorte kann man solche Dankesbezeugungen kindlich-gläubiger Gemüther in großer Menge sehen. So kann es sich ereignen, daß derselbe Gebrauch sich im Heidentume und Christentume vorfindet; während er nämlich im Heidentume zur Verehrung eitler Götzen dient und daher unerlaubt ist, dient er im Christentume zur Verehrung des wahren Gottes und ist erlaubt; es kommt eben auf den Zweck an, den man dabei hat.

30. De eo, quod credunt, quia feminae lunam comedant, quod possint corda hominum tollere iuxta paganos.

Von dem Aberglauben der Heiden, Weiber könnten den Mond verschlingen und die Herzen der Menschen hinwegnehmen.¹⁾

Die heidnischen Deutschen wie die alten Römer schrieben abergläubisch einzelnen Frauen die Macht zu, den Mond zu bezaubern und mit dessen Hilfe wunderbare Wirkungen hervorzubringen. Überhaupt schrieb man von jeher dem Neumonde einen großen Einfluß auf die Erde, Pflanzen, Tiere und Menschen zu. Daß der Mond wirklich einen großen Einfluß auf die Welt ausübt, wird durch manche Thatsachen, z. B. Ebbe und Flut, Witterungswechsel, bestimmte Krankheitserscheinungen, bewiesen, aber die Heiden erweiterten diesen Einfluß in abergläubischer Weise. Jene Frauen unternahmen bei Mondschein nächtliche Ritte mit der Mondgöttin auf den verschiedensten Tieren und stifteten allerlei Unfug an. Weil der Mond zur Zeit des Neumondes oder bei einer Mondfinsternis verschwindet, so glaubten die alten Deutschen, er werde von Weibern vom Himmel herabgezogen und verschlungen. Sehr verbreitet war auch der Aberglaube, daß die Hexen dem Menschen das Herz wegnähmen und äßen, seine Neigungen durch Liebes- und Zaubertränke bestimmten, ihm den Mut nähmen, eine häßliche Gestalt gäben, plötzlich heftige Schmerzen bei ihm bewirkten, daher noch jetzt die Bezeichnung Hexenschuß. Um sich vor solchem Unglück zu hüten, wurden die Hexen mit unversöhnlicher Erbitterung aufgesucht und verbrannt. Dieser Hexenwahn wurde von der Kirche als unvernünftig entschieden bekämpft und verboten; Karl der Große bestrafte sogar den Hexenwahn mit dem Tode. Erst gegen Ende des Mittelalters, kurz vor Ausbruch der sogenannten Reformation, als die Kirche an Einfluß schon verloren hatte, tauchte der Hexenwahn in seiner schrecklichsten Gestalt wieder auf und brachte die verderblichsten Früchte hervor. Luther spricht in seinen Schriften

¹⁾ Im Codex steht: lunam comedet, was offenbar ein Schreibfehler ist. Man hat daher commendent (im Sinne von befehlen) vorgeschlagen, allein diese Lesart hat grammaticalische Schwierigkeiten, da commendare nicht befehlen heißt und den Dativ der Person regiert. Andere haben comedant vorgeschlagen, das giebt den Sinn, daß die Weiber den Mond verschlingen. Binterim (Denkwürdigkeiten II, 2, 581) übersetzt: Von der Meinung: die Weiber beschwören den Mond, daß sie die Herzen der Menschen wegnehmen können; ebenso Seitzers, S. 400. Danach bekamen die Weiber ihre Zauberkraft vom Monde. Corda tollere kann buchstäblich und auch im übertragenen Sinne von einer Bezauberung genommen werden.

bekanntlich viel von den Einflüssen des Teufels, wie ja der Hexenwahn auch in protestantischen Ländern stark und lange andauerte; in den katholischen Ländern traten besonders die Jesuiten dagegen auf.

Ein weit verbreiteter Aberglaube unserer Vorfahren ist in obiges Verzeichnis nicht aufgenommen. Maus und Wiesel galten zwar als unrein, spielten aber in der Zauberei eine große Rolle; wer einen Trank genoß, worin eine Maus oder ein Wiesel gelegen hatte, blieb vor den Einflüssen der Hexen bewahrt; kinderlose Frauen nahmen solchen Trank, um Kinder zu bekommen. Diesen Aberglauben nahm der hl. Bonifatius in das Verzeichnis der Sünden auf, die mit Kirchenstrafen belegt wurden.

Es ist ein großes Verdienst der ersten christlichen Glaubensboten, den vielfachen, tiefeingewurzelten Aberglauben mit aller Entschiedenheit bekämpft und wenigstens aus dem öffentlichen Leben verdrängt zu haben. Der Aberglaube war unvernünftig und entwürdigend, wies den Menschen an die zufälligen, trügerischen Erscheinungen der Außenwelt wie an eine unfehlbare Richtschnur und hinderte ein vernünftiges, besonnenes Wirken. Auch mußte der Glaube an die vielen guten und schlechten Vorbedeutungen den Menschen beständig mit Furcht und Schrecken erfüllen und sein Wirken auf Schritt und Tritt lähmen. Der feste Glaube und die vertrauensvolle Hingabe an die allumfassende Vorsehung eines allmächtigen, gütigen Gottes fehlte den Heiden; sie dachten sich ihre Götter als Wesen mit beschränkter Macht oder den Menschen feindlich gesinnt; daher waren sie beständig voll Furcht vor Zauberern, die mit feindlichen höhern Wesen im Bunde ständen, um den Menschen zu schaden. Es war das eine verzerrte Idee von den bösen Geistern, deren Einflüsse im Christentum der Zulassung Gottes unterliegen und durch die Heilmittel der Kirche bekämpft werden können. Im Heidentum hatte man von den Einflüssen der feindseligen Wesen die sonderbarsten Anschauungen und suchte sich ängstlich durch die seltsamsten Mittel dagegen zu schützen. Solchen unvernünftigen, verderblichen Aberglauben finden wir übrigens bei allen heidnischen Völkern, selbst den hochgebildeten Griechen und Römern. Das einzige, wirksame Heilmittel dagegen ist nur der christliche Glaube; wo dieser verschwindet, kehrt der alte Aberglaube wieder. In unsern moralisch so tief gesunkenen Großstädten leben Hunderte von Wahrsagerinnen, manche Gebildete werden bei bestimmten Begebenheiten des täg-

lichen Lebens von abergläubischer Furcht ergriffen, und im Leben mancher aufgeklärter Freigeister, die unter dem Scheine von Aufklärung das Christentum bekämpften, tritt nicht selten der lächerlichste Aberglauben zu Tage. Mit Recht sagt daher ein geistreicher, französischer Schriftsteller: „Gerade bei den Ungläubigen herrscht der größte Aberglauben“. ¹⁾ Allerdings haben sich bei der Anhänglichkeit des Volkes am Althergebrachten und Geheimnisvollen Reste vom heidnischen Aberglauben bis in die Gegenwart erhalten und trotz des christlichen Glaubens fortgeerbt; es zeugt aber von großer Unwissenheit, hierfür die Kirche verantwortlich machen zu wollen, die stets gegen den Aberglauben als etwas Sündhaftes gekämpft hat.

Die Bestimmungen, welche auf der Synode zu Viptinae 743 zur Ausrottung des Heidentums und zur Befestigung des Christentums gemacht waren, mußten auch im Leben durchgeführt werden. Die Bischöfe verfaßten daher nach Abhaltung des Konzils unter dem Voritze des hl. Bonifatius Anreden, in welchen jene Bestimmungen dem Volke bekannt gemacht und erklärt wurden. Entsprechend dem an den Propheten Ezechiel (Kap. 3) ergangenen Befehle, nicht zu schweigen, sondern dem Volke seine Sünden vorzuhalten, werden in einer Anrede die verschiedenen Arten der Blutschande genannt und die Verwandten angegeben, welche sich nicht heiraten dürfen. Ferner werden noch die sodomitischen Sünden, Ehebruch, Vielweiberei, Versündigungen mit Tieren und andere unkeusche Sünden namhaft gemacht und nachdrücklich verboten, damit der Leib des Herrn in der heiligen Kommunion würdig empfangen werde. Wir sehen daran, daß auch bei dem deutschen Volke tiefe Verirrungen der Fleischeslust vorkamen und das Leben vergifteten. Wenn auch die Götterlehre der Germanen im ganzen reiner als die der Griechen und Römer war, und wenn auch der ernste Charakter des Deutschen, Klima und Lebensweise die Fleischeslust minderten, so kamen doch auch in dieser Hinsicht grobe Ausschweifungen vor und bereiteten den christlichen Glaubensboten schwere Kämpfe. Ursprünglich mochten die Deutschen, wie es bei Naturvölkern wohl vorkommt, von solchen Lastern sich freigehalten haben, aber später traten sie mit den sittlich entarteten Römern in Verbindung und lernten von ihnen solche Laster, die bei der Vermischung der Stämme untereinander sich rasch verbreiteten. In einer andern Anrede wird der Einwand als nichtig zurückgewiesen,

¹⁾ Pascal: les incrédules les plus crédules.

daß Christus so spät erschienen und daher viele verloren gegangen seien; denn auch vor Christus konnten die Menschen durch Buße und Verlangen gerettet werden; sodann werden alle ernstlich ermahnt, nun wenigstens das christliche Gesetz gläubig anzunehmen. In einer dritten Anrede werden die Christen nicht bloß vor Heiden und Irrlehrern, sondern auch vor Juden gewarnt und ermahnt, den Sonntag nicht mit den Juden und bloß nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern christlich, durch die Enthaltung von allem Sündhaften und durch Vollbringung guter Werke, zu feiern. Zum Schluß werden alle eindringlich beschworen, das Beispiel der Guten nachzuahmen und in der Gemeinschaft mit Christus zu verharren, den sie in der Osterzeit im heiligen Sakramente empfangen hätten. So war Bonifatius nach Kräften bestrebt, alles Unchristliche bei unsern Vorfahren zu entfernen und sie ganz mit christlichem Geiste zu erfüllen.

Drittes Kapitel.

Der hl. Bonifatius dehnt seine Wirksamkeit auf das westfränkische Reich aus. Kirchenversammlungen (744—745).
Verurteilung von Adalbert und Klemens. Sendschreiben an den angelsächsischen König Athilbald.

Durch die Synode von Liptinae im Jahre 743 hatte Bonifatius die kirchlichen Verhältnisse des ostfränkischen Reiches (Austrasien) geordnet, welches Karlmann bei der Teilung nach des Vaters Tode zugefallen war und das heutige Belgien und einen Teil Deutschlands umfaßte. Sehr traurig sah es auch im westfränkischen Reiche (Neustrien) aus, welches Pippin bei der Teilung zugefallen war und einen großen Teil des heutigen Frankreichs umfaßte. Die Kirchenzucht war infolge der vielen Kriege zerfallen. Die Bischöfe, meistens durch den Einfluß der weltlichen Regierung auf die bischöflichen Stühle befördert, verhielten sich unthätig und waren dem Staate gegenüber knechtisch gesinnt, während sie in der Kirche eine ganze unabhängige Stellung erstrebten. Irrlehrer waren im Volke ungehindert thätig. Bonifatius berichtete über diese traurigen Zustände an den Papst und wies zu deren Besserung auf die Herstellung des kirchlichen Verbandes und die Abhaltung von Synoden als notwendige Mittel hin. Nachdem er sich bereits früher mit dem